Volksbücher.

52.



1. Heinrich der Löwe. (Mit 3 Holzschnitten.)
2. Ahasverus.
3. Flos und Blancflos. (Mit 3 Holzschnitten.)
4. Peter Dimringer von Staufenberg in der Ortenau.
5. Bruder Rausch.

Leipzig, bei Otto Wigand.

Heinrich der Löwe.

Auf seinem fürstlichen Schloß zu Braunschweig lebte Herzog Heinrich, der tapfere Held, mit seiner edlen Gemahlin so glückselig, daß ihm nach seiner Unterthanen Meinung nichts mehr zu wünschen übrig schien. Doch den hochgebornen Herrn dürstete nach Abenteuern und Ruhm, und das trieb ihn mächtig hinaus in die Ferne. Eines Tages versammelte er um sich die mannlichsten seiner Ritter und Grafen, die nicht minder nach Preis und Ehre gelüstete. Zu langer Fahrt gerüstet, trat er vor sein Ehgemahl hin, um Abschied zu nehmen, brach seinen Goldring entzwei, gab die eine Hälfte der weinenden Frauen und sprach zu ihr: „Wenn ich binnen sieben Jahren nicht wieder zurück bin, so nimm einen Andern zum Ehgemahl. Gott der Herr im Himmel und seine Heiligen wollen dich behüten!“ Also zog er mit seiner auserlesenen Schaar von dannen. Nachdem sie etliche Tage geritten, kamen sie an ein großes Wasser, wo eben ein geräumig Schiff zur Abfahrt bereit lag. Da besannen sich die Herren nicht lange, ließen ihre Rosse stehn und stiegen zu Schiffe. Schon fuhren sie manchen Tag und manche Nacht auf dem weiten Meer, erblickten aber noch keinen Streifen Landes. Wiederholte Stürme zerbrachen ihre Segel, also daß sie des Schiffes nicht mehr Meister blieben. Dabei ging die Speise nach und nach zu Ende, und der

bittere Hunger kam über die edlen Helden. Vergeblich hob der Herzog seine Hände empor und rief die Barmherzigkeit Gottes an. Von Stunde zu Stunde wuchs die Noth, immer lauter klagten die Gefährten einander ihr Elend und rangen sich die Hände wund. Endlich sprach der Herzog: „Hier hilft ja doch kein Klagen und Seufzen. Mache sich jeder ein Loos, geschrieben mit dem eignen Blut. Das Looszíehen soll entscheiden, welcher von uns den Andern soll zur Speise dienen. Ich nehme mich selber nicht aus." Dessen weigerte sich Keiner, und sie warfen die Loose in einen Hut. Und siehe, einer der kühnsten Helden zog sein eigen Loos heraus, erschrack aber darüber nicht, sondern sprach mit herzlichen Worten: „Thut mit mir nach Gefallen. Gern geb' ich euch mein Fleisch zur Speise. Behüte Gott nur unsern frommen Herrn, daß das Loos uns Alle nach und nach treffe, er aber verschont bleibe." Der treue Held ward nun geschlachtet, in Stücke zerhauen und zur Speise bereitet. Von Hunger bewältiget, verschlangen die Gefährten sein Fleisch mit Begier. Doch an diesem Opfer war's nicht genug. Bald mußte das blutige Loos wieder geworfen werden, und immer wieder; aber Keiner gab unwillig sein Leben hin, vielmehr mit Freuden, da Gott ihnen wenigstens die Gnade that, ihren lieben Herrn mit dem Todesloos zu verschonen. Zuletzt stand der fromme Herzog mit einem einzigen Knecht allein. Nun wollten sie nicht mehr loosen, zumal Jeder des Andern einziger Trost war. Hätten Treu' und Heldenmuth nur dem Hunger gebieten können! Aber der zwang den edlen Herrn nach langem Widerstande, daß er zu dem Knecht sagen mußte: „Es ist jetzt mein Wille, daß wir Beide loosen. Auf wen das Loos fällt, der soll dem Andern sein Fleisch geben, und wenn ich's selber wäre." Da betheuerte der Knecht mit lauter Stimme: „Das werd' ich meinem Herrn nie thun, will

lieber selber sterben.“ Dennoch warfen sie das Loos, und es fiel auf den Herzog, welcher dem Knecht alsbald befahl, er solle ihn tödten. Vergeblich! der Knecht wollte nicht dran, so heftig der theure Herr in ihn drang. „Sollt' ich mein Leben fristen mit dem Fleisch meines hochgebornen Herrn, es müßte mich immer reuen.“ Bei diesem Spruche blieb der Treue. Endlich, da der Herzog nicht nachließ, kam dem Knecht ein anderer Rath. „Ich will Euch,“ sprach er, „in Ochsenhäute nähen, und erwarten, was kommen mag. Vielleicht lacht Euch noch das Glück, dieweil Ihr jung und stark seid.“ Solches ließ der Herzog sich gefallen, und als er sammt seinem Schwerte in den ledernen Sack eingenähet war, rief der Knecht mit lauter Stimme Gottes Barmherzigkeit an. Die zögerte auch nicht länger; denn alsbald kam der ungeheure Vogel Greif geflogen, schoß herab, packte den Herzog mit seinen Klauen und trug ihn zu seinen Jungen ins Nest. Während dieser Luftfahrt zagte der kühne Held nicht im Geringsten, sondern betete still: „Gott lenk' es mir zum Besten!“ So geschah es auch. Der Greif flog bald wieder von dannen, noch mehr Beute zu holen. Wie der Herzog das merkte, dankte er Gott und schnitt sich mit seinem Schwerte aus der Ochsenhaut. Nun athmete er wieder freudig auf und jubelte, daß er sich auf festes Land gerettet sah. Das wollten die jungen Greife nicht verstehen und rückten mit bösem Gekreisch sammt und sonders auf den Herzog los. Der aber rief in seinem Herzen zu Gott, dem Allmächtigen, schwang sein Schwert und hieb die schlimme Brut wacker zusammen, also daß Köpfe und Klauen und Flügel bei jedem Streich abflogen. Nachdem er sie alle todtgeschlagen, nahm er eine ihrer Klauen mit sich, die noch heute in dem Thurm zu Braunschweig zu sehen ist, und stieg vom Baume, darauf das Nest lag, herab. Noch voll von Verwunderung über die riesen-

haften Ungethüme, sah er sich im Walde um und erblickte ein neues Abenteuer. In Todesnoth rang ein königlicher Leu mit einem scheußlichen Lindwurm. Da sprach der kühne Herzog bei sich selber: „Fürwahr, der Leu ist in aller Welt als ein treues Thier bekannt. Dem will ich helfen gegen das unholde Gewürm, und sollt' es mir das Leben kosten, hoff' aber mit Hülfe Gottes, des Hehren, dem Lindwurm wohl obzusiegen." In solchen Gedanken sprang er mit geschwungenem Schwert auf den Lindwurm zu. Der fauchte ihn grimmig mit offnem Rachen an. Darob lachte der kühne Mann und rief dem Löwen ermunternd zu, worauf derselbe mit frischem Muth seine Klauen und Zähne gegen den Wurm brauchte. Unterdessen schlug der Herzog mit



dem Schwert auf das beschuppte Unthier, daß Funken sprangen, und dasselbe in seinem Blut zu brüllen anfing vor Schmerz und Grimm. Endlich glückte es dem ritterlichen Herrn, mit einem

Hiebe des Lindwurms Haupt abzuschlagen, daß er alsbald verendete. Da erhob der Leu ein freudig Gebrüll, und als der Herzog sich müde auf seinen Schild niederlegte, streckte sich der Leu traulich neben ihn hin. Von nun an blieb der Löwe bei ihm, jagte ihm Wildpret, und ernährte also seinen Erretter in dem weiten, einsamen Wald. Gleichwohl war's dem Herrn nicht ganz geheuer in des Löwen Gesellschaft. Darum suchte er sich von ihm loszumachen. Nun floß in diesem Walde ein großes, breites Wasser. Auf diesem zu entrinnen, baute sich der Herzog ein Floß aus Aesten und Reisig, und eines Tages, während der Leu auf Wildpret aus war, setzte sich der kühne Mann darauf und fuhr davon. Eben kam der Löwe an das Ufer, nachdem er seinen Herrn lange gesucht, und wie er ihn fern im Wasser ersah, sprang er in die Fluth und schwamm zu dem Floß, welches er auch bald erklettert hatte. Wieder vereint schwammen die Beiden Tage und Nächte, wie sie der Wind hintrieb. Dem Löwen immer noch mißtrauend, schlief der Herr wenig, die Sorgen plagten ihn Tag und Nacht. Auch der Hunger stellte sich wieder ein, da schon lange kein Land mehr zu sehen, geschweige zu betreten gewesen war. Trotzdem that der Leu seinem Herrn nichts zu Leide; er lag friedlich neben ihm und sah ihn traurig an. Oft rang der Herr die Hände und klagte Gott sein Leid und flehte: „Hilf uns doch ans Land, uns Armen, daß wir nicht elendiglich verhungern müssen!“ Einst hatte er auch in schlafloser Nacht also gebetet; da beschloß Gott der Herr in seiner wunderbarlichen Weisheit, den frommen Fürsten gar durch den bösen Feind zu prüfen. Plötzlich stand der Satan vor ihm und hohnlachte: „Vernimm neue Zeitung, wahre, nicht erlogne! Du treibst hülflos auf Wasserfluthen, dem sichern Tod entgegen, indessen ein Fürst aus fremdem Land, gestern um die Mittagsstunde in Braun-

schweig eingezogen, dein Weib und Land gewinnt. Morgen ist Beilager, das weiß alle Welt.“ —

Der Herzog glaubte dem Bösen und antwortete traurig: „Wohl mag meine Reise schon länger denn sieben Jahre dauern; drum wird man mich für todt schätzen. Ich ergebe mich in Gottes Willen; er thue mit mir, wie ihm gefällt.“



„Ha, hör' du, laß dir sagen, du redest wahrhaftig noch gar viel von Gott, der dich doch nicht aus dem Wasser errettet. Ich bin's; ich will dich noch heute zu deiner Gemahlin und deinen vielen Freunden führen, so du mein sein willst.“

Dergleichen redete der Satan noch viel; doch der Herzog wollte nicht: „Bräch' ich die Treue Gott, dem Ewigen und Guten, ich müßte, und hieß' ich tausendmal der hochgeborne Herzog von Braunschweig, doch ewiglich verloren sein.“

Hierauf machte ihm der Teufel einen andern Vorschlag: „Ich will dich vor die Stadt Braunschweig auf den Girsberg hintragen und daselbst ohne Schaden niederlegen. Du wartest dort, bis ich auch den Löwen bringe, was in Bälde geschehen soll. Finde ich dich dann schlafend, so sollst du mein Eigen sein. Nun besinne dich nicht lang!" —

Aber der Herzog, des Teufels Gelüst und List wohl kennend, besann sich reiflich, bis er, von großer Liebe zu seinem fürstlichen Ehgemahl bewogen, seine Einwilligung gab. Zudem betete er inbrünstig, Gott, der Treue und Gute, wolle ihn erretten, er wolle ihn fahren lassen in seinem Geleit und ohne Schaden heim gelangen lassen, noch bevor die Hochzeit beginne. Auch nahm er sich fest vor, auf dem Berge gar treulich zu beten, daß ihn der Schlaf nicht übermanne, bevor der böse Feind mit dem Löwen zurück sei.

Seinen Pact zu erfüllen, ergriff jetzt der Teufel den edlen Herrn, führte ihn durch die Lüfte und legte ihn säuberlich auf den Girsberg hin: „Halt die Augen offen, bis ich wieder da bin!" rief der Böse spottend und hob sich alsbald wieder in die Luft, den Löwen auch abzuholen. Der Herzog fühlte sich todmüde, und das war nach so viel schlaflosen Nächten, nach so bitterm Hunger und Kummer, und nach dem scharfen Luftritt kein Wunder. „O lieber Gott," seufzte er, „erhalte mich wach, sonst schlummere ich ein zu ewigem Wehe!" Half leider nichts; der Schlummer überkam ihn mehr und mehr. Da lag er mit geschlossenen Augen. Nicht lange, so schwebte der Satan mit dem Löwen einher und freute sich schon über den schlummernden Herrn. Doch nun erblickte der Löwe den Herzog ebenfalls, hielt ihn, weil er ihn regungslos daliegen sah, für todt, und begann laut und jämmerlich zu brüllen. Von dem wohlbekannten Ton erweckt, sprang der Herzog erschrocken auf, worüber der Teufel so ergrimmte, daß er den Löwen

recht mit Teufelsgewalt neben seinen Herrn hinwarf. Dem Löwen krachten die Rippen. Das war aber auch Alles, was der Teufel von seiner Mühe hatte. Abermal sah er mit Verdruß, daß er mit all seiner List und Gewalt nur Gott dem Herrn gedient hatte, von dem alles Heil kommt. Der Herzog aber dankte Gott auf den Knieen für die gnädiglich abgewendete Gefahr. Darum half ihm Gott in seiner großen Huld auch fürderhin. —

Den Löwen zur Seite, ging der Herr in seine Stadt Braunschweig hinein und wandte sich der fürstlichen Burg zu, von wannen er ein groß und festlich Getöne vernahm. „Was mag wohl das sein?“ sprach er bei sich selbet, und wollte eben, sich zu erkundigen, in das Schloß eintreten, als die Trabanten und Soldaten mit lautem Geschrei herzusprangen und ihm den Eintritt verwehrten. Darob verwunderte sich der Herzog billig und fragte: „Was ist das für eine neue Mär? Ist ein fremder Herr hier eingezogen, daß da droben also gepfiffen und jubiliret wird? Dessen berichtet mich, ihr Leute.“ Sie versetzten: „Der Herr ist uns gar nicht fremde. Heute noch soll er sammt der edlen Frauen das Land Braunschweig kriegen, nachdem die hochgeborne Wittib sieben Jahr um den verlorenen Herrn getrauert.“ Daran erkannte der Herzog, daß ihn der Teufel recht berichtet, und eilte sich nun um so mehr, ans Ziel zu kommen. Freundlich redete er die Wache an, und ließ nicht ab mit demüthigen Bitten, bis sie versprachen, ihm einen Becher Wein zu verschaffen. Hierauf wandte er sich an Einen unter ihnen, der ihm besonders gefiel: „Du scheinst mir ein wackerer Mann. Bitte doch die Fürstin um einen Becher von ihrem eignen Wein für mich, mein mattes Herz zu erlaben. Es soll dich wahrlich nicht gereuen.“ Der Knecht sah den Fremdling und seinen Löwen mit bedeutsamen Blicken an, und lief dann gar schnell zur Fürstin, die seltsame

Mär zu melden. Die lachte des kühnen Begehrens, goß aber doch einen Becher voll von ihrem köstlichen Wein und befahl: „Heiß ihn das austrinken. Ein Abenteurer mag er wohl sein. Wie kam er nur mit seinem Löwen in dies Haus!“ Der Diener brachte den Becher und fragte den Unbekannten: „Mich wundert, wer du sein magst, daß du zu trinken begehrst von diesem edlen Wein, den die Herzogin allein trinkt.“ Der Herzog aber, nachdem er den Becher geleert, warf seinen halben Goldring, darauf sein Name mit Helm und Schild geschnitten war, in das Geschirr, und bat gar beweglich, Solches der Fürstin zu überreichen. Der Diener nahm's mit stiller Verwunderung und bracht's der Herzogin. Die fragte er: „Ach hochgeborne Fürstin, geruhet doch diesen Goldring anzuschauen. Habt Ihr ihn wohl verloren?“ Die Herzogin nahm den Goldring und betrachtete ihn genau. Je mehr sie ihn aber beschaute, desto bleicher ward ihr Angesicht. „Das ist mein Ehgemahl, der Herzog von Braunschweig,“ dachte sie, stand eilig auf und lief in ihre Kammer. Nach einer Weile rief sie ihren Kammerjunker und sprach: „Habt Ihr da draußen vor dem Schlosse den Fremdling mit seinem Löwen auch gesehen?“ „Ach, gnädige Frau,“ antwortete dieser, „gar wohl hab' ich ihn gesehen und betrachtet. Der Löwe geht mit ihm in aller Treue, und er selber scheint ein feiner Mann, den die Leute all mit Verwunderung anschauen.“ Jetzt trat die edle Frau auf die Zinne und sah hinunter, erblickte auch wirklich den Fremden sammt seinem Löwen. Wiederum beschaute sie den empfangenen Ring und sprach: „Das ist von meinem lieben Herrn. Walte Gott, daß sich mein Herzenswunsch erfülle!“ Länger säumen wollte sie nicht mehr, sondern befahl: „Laßt ihn herauf kommen, daß ich ihn selbst um den Ring befrage, woher er ihm geworden; denn wisset, die andere Hälfte des Ringes gab

mir mein lieber Herr bei seinem Abschied, als er sprach: Sollt' ich binnen sieben Jahren nicht zurück sein, so nimm einen andern Gemahl."

Vor allen begierig, dies Geheimniß zu erforschen, wurden die Räthe der Herzogin. Sie liefen und fragten den Fremdling, woher er den Ring bekommen. Der lachte und sprach: „Das will ich euch wohl vertrauen. Von Niemand hab' ich ihn erhalten, sondern selber genommen vor mehr denn sieben Jahren." Darüber schauten sie ihn an, als gedächte er ihrer zu spotten; doch schien ihnen der Mann zu ernst dazu. Zur Fürstin gingen sie denn und meldeten getreulich, was der Mann mit dem Löwen geantwortet. Dessen noch mehr verwundert, lief die edle Frau durch den Saal dem nahenden Fremdling entgegen und rief: „Gott, mein Gott! meinem allerliebsten Herrn ist der Ring gewesen. Sollt' er noch am Leben, sollt' er zurückgekehrt sein!" Der Fremdling stand vor ihr, und wie sie ihn näher anschaute, fiel sie vor Freuden zur Erde. Der Herzog thät sie sorglich aufrichten, indessen all die Herren ausriefen: „Herr Gott im Himmelreich, was soll da noch werden?" Die Fürstin aber bot dem theuren Herrn ihre weiße Hand, nannte seinen Namen und sprach: „Bekennet Euch nur als unsern lieben Herrn. Wir alle preisen Gott, daß er Euch wohlbehalten wieder zur Heimath gesendet." Der edle Herzog sprach: „Einstmals war ich freilich ein Herr, das sag' ich ohne Scherz; jetzt geschieht mir wenig Ehre mehr; doch das sei Gott anheimgestellt. Anders war es wohl, als ich vor sieben Jahren ohne Sorgen von Braunschweig auszog." Diese Worte bewegten die Herren und Knechte. Sie erhuben einmüthig ihre Stimme: „Seid Ihr denn unser alter, lieber Landesherr, so seid uns im Namen Gottes willkommen!" Hierauf ward ihm fürstliche Ehre geboten, die Fürstin aber

dankte Gott auf den Knieen, daß er ihren milden, frommen Herrn aus der Noth errettet. Ein köstlich Mahl war bald gerüstet. Allda saß der Herzog seiner Gemahlin fröhlich zur Seiten, hielt trefflicher Mahl, als auf dem elenden Floß, und ließ auch seinen treuen Löwen den Hunger stillen.



Die Mär vernahm der Bräutigam der Herzogin, und fing gar sehr an zu trauern: „Wie hochgeboren ich bin, jetzt hab' ich meinen Korb, und kann heimziehen als ein Junggeselle." Hätte nicht der Landesherr selber ihm die Braut weggenommen, er würde nicht von ihr gelassen haben. Wie er nun den Herren am Hofe sein Mißgeschick klagte, hielten sie zusammen Rath, in welcher Art man den hochedlen Freier trösten möchte. Der Herzog selber kam und bat seine Getreuen, ihm zu rathen, wie er den hohen Gast solle zufrieden stellen. Die Herren dankten ihm

und riethen: „Wir wollen ihm ein hochgeboren Fräulein aus Franken geben, das weilet allhier am Hofe, und ist so schmuck und schön, als nur Eine im ganzen Land.“ Der Herzog lachte gar fröhlich; denn das dünkte ihm gut, und so gingen die Herrn zu dem beklagenswerthen Freier und trugen ihm das Fräulein an.

„Euer Gnaden,“ sprachen sie, „haben wohl vernommen, wie unser lieber Herr, den wir so lang betrauert, nach schweren Mühsalen und Nöthen durch Gottes Hülfe wieder zurückgekehret ist. Da es denn Gott also gefüget, daß Ihr dadurch der Herzogin Hand verloren, so bitten wir Euch, Ihr wollet nicht verschmähen das holdselige und fürstliche Fräulein, das Euch zum Trost soll anerboten sein.“

Solches vernahm der Fürst nicht ungern und sprach sittiglich: „Lieben Herren und Räthe! ich bitt' euch nur um dies, daß ihr den gnädigen Herrn und sein Gemahl um ihre Einwilligung bittet. Sagen sie mir's zu, so werbet mir die edle Braut, und versagt diese mir nicht die weiße Hand vor Gott, so führ' ich sie binnen kurzen Tagen als mein trautes Ehgemahl in mein heimathlich Schloß.“

Alsbald eilten die Räthe zu dem edlen Fräulein, welches sie gar schön willkommen hieß und, als es ihr Anliegen vernommen, zuerst sich erröthend zierete und wehrte, endlich aber gar fröhlich zu lachen anfing. „Fraget, ihr edlen Herren, den Herzog und sein Ehgemahl. Was ihnen gefällt, soll auch mir gefallen.“ Die Herren antworteten: „Die Einwilligung ist schon da. Darum wollet uns ein kurzes Jawort geben für den hochgebornen Fürsten, dessen Hand selbst die gnädige Herzogin nicht verschmähet hätte, so ihr Ehgemahl nicht wiedergekommen wäre.“ „Geschehe denn Gottes Willen!“ rief da die edle Maid. „Soll ich einmal zur Ehe schreiten, so ergeb' ich mich darein.“

Die Räthe aber versicherten sie der hohen Ehre, welche der Herzog ihr damit anzuthun gedächte, und brachten im Stillen dem jungen Herrn ihr Jawort: „Gott geb' Euch Glück dazu, hochedler Herr. Ihr Bett sollt Ihr besteigen und mit ihr Beilager halten in Freud' und Ehren."

Dessen ward der junge Fürst gar fröhlich, dankte den Räthen aufs Beste und rief: „Nun wendet sich's zum Guten. Jetzt mag ich mit Ehren heimziehen. Walt Gott, daß bald Hochzeit sei mit meiner holden Braut!" —

Das verhießen ihm die Herren, gingen eilig hin zu dem Fräulein und führten sie zu ihm. Er empfing die theure Fürstin gar liebreich, sagte ihr viel Dank und schloß sie in seine Arme. Nicht lange, so fuhr das edelschöne Paar auf einem goldenen Wagen zur Kirche unter solchem Pfeifen- und Trompetenschall, daß man schier sein eigen Wort nicht hörte.

Da wurden sie in Gegenwart einer großen Versammlung nach christlichem Brauch getraut, und als sie nach Hause kamen, war schon Alles zur Hochzeit bereit bis auf das Brautbett; denn das war ja für die Herzogin schon zugerüstet gewesen, und kam jetzt der neuen Braut zu Gute. Hei wie am selbigen Tage zu Ehren der Hochzeit ein lustig Rennen und Turnieren anhub! Da ward manch ein Speer zerbrochen, und manch ein kühner Ritter aus dem Sattel gehoben, so eifrig beflissen sich die hochgebornen Herrn. Als nun die Hochzeit zu Ende war, und Jeder sich von dem gnädigen Herzog beurlaubt hatte, empfingen Braut und Bräutigam großes Gut, und mit einem zahlreichen fröhlichen Geleite edler Herrn zog das glückliche Paar von dannen in sein eigen Land. —

Nach diesen wunderbarlichen Begebenheiten regierte der Herzog Heinrich noch lange Jahre Land und Leute gar tugend-

lich und wehrte jeglichem Unrecht mit weisem, frommem Sinn, that auch den Armen so viel Gutes, daß ihn Jedermann mußte liebgewinnen. Darum bewahrte Gott ihn und sein fürstlich Ehgemahl fortan vor allem Unglück. Nicht böse Krankheit, nur Schwäche des Alters warf ihn zuletzt aufs Lager. Da sprach er: „Sollt' ich nicht wieder aufkommen, so befehl' ich Gott meine Sach', Christo ergeb' ich meine Seele; der wolle ihrer warten, weil alles Heil von ihm kommt.“ Die Herzogin neigte sich weinend auf ihn nieder, er aber fuhr fort: „Für mich ist hier keines Bleibens mehr. Schütz' Euch der Himmel, meine Fromme und Vielgetreue, und bewahre in seinen Gnaden meine Leut' und mein Land.“ Das war sein letztes Wort. Er reichte Jedem die Hand und gab seinen Geist auf. Stattlich ward er, das Schwert zur Seiten, begraben auf der Burg zu Braunschweig. Es weinten seine Getreuen; der Löwe aber legte sich auf sein Grab und wich nicht von dannen, bis er auch starb. Des Löwen Treue zu ehren, ward dem königlichen Thier ebenfalls ein stattlich Grab bereitet, und sein Bild auf einer Säule zum Denkmal dargestellt, welches noch jetzt zu sehen ist in der guten Stadt Braunschweig. Nicht minder zeuget von der Wahrheit dieser Geschichten die Greifenklaue, heutzutage noch aufgehangen zu Braunschweig in dem Schloßthurm.

Ahasverus,

der ewige Jude.

Die Geschichte vom ewigen Juden ist wegen ihres tiefen Sinnes und erbaulichen Inhalts schon von vielen berühmten Dichtern benutzt und theilweise auch entstellt worden, anderseits aber so tief in's Volk gedrungen, daß es gewiß Mancher gern lesen wird, wenn wir die ursprüngliche Geschichte, wie sie in der ältesten hierüber bekannten Schrift dargestellt ist, hier mittheilen. —

Unterm 5. Juni 1564 und der Ortsangabe Schleswig berichtet ein Ungenannter Folgendes: „Paulus von Eitzen, Doctor der heiligen Schrift und Bischof zu Schleswig, zu diesem Amte erwählt von Herzog Adolf von Holstein, ein ebenso hochangesehener und glaubwürdiger, als durch seine herausgegebenen Schriften berühmter Mann, hat mir und andern Studirenden etliche Mal erzählt: Als er noch zu Wittenberg studirte, sei er einmal im Winter des Jahres 1542 zu seinen Eltern nach Hamburg gereist, und habe den ersten Sonntag nach seiner Ankunft in der Kirche während der Predigt einen Mann von auffallendem Aeußern gesehen, welcher baarfuß der Kanzel gegenüberstand.

Derselbe war hochgewachsen, trug langes, über die Schultern herabwallendes Haar und hatte ungeachtet des damals so strengen Winters keine andern Kleider an, als ein Paar Hosen, die an den Füßen durch waren, einen bis an die Kniee reichenden Rock und darüber einen Mantel, der bis zu den Füßen herabhing. Seines Alters schien er ungefähr fünfzig Jahre zu zählen. Dieser Mann hörte der Predigt mit solcher Andacht zu, daß an ihm keine Bewegung zu bemerken war, außer wann der Name Christi genannt wurde, wobei er sich jedes Mal neigte, an seine Brust schlug und tief aufseufzte. Da sich nun der junge von Eitzen seiner großen Gestalt, seiner Kleidung und Geberden halber sehr über ihn verwunderte, forschte er ihm sorgfältig nach und vernahm, derselbe habe sich schon etliche Wochen dieses Winters hier aufgehalten und angegeben, er sei ein in Jerusalem geborner Jude, Namens Ahasverus, seines Handwerks ein Schuhmacher. Bei der Kreuzigung Christi sei er persönlich zugegen gewesen, seither am Leben geblieben und durch viele Länder gereist. Zur Bestätigung dieser Aussage habe er Manches gar genau berichten können, was weder in den Evangelien noch in den Werken anderer Geschichtschreiber zu finden sei, betreffend die Umstände, von denen das Leiden und die Kreuzigung Christi begleitet gewesen, ebenso betreffend die Ereignisse, welche sich die ersten Jahrhunderte nach Christi Kreuzigung im Morgenlande zugetragen, endlich betreffend die Apostel, wo jeder von ihnen gelebt, gelehrt und gelitten habe.

Auf solchen Bericht hin suchte Paulus von Eitzen eifrig Gelegenheit, mit dem Ahasverus selber zu reden, wozu er auch wirklich gelangte. Da erzählte ihm denn Ahasverus, er habe zur Zeit Christi in Jerusalem gewohnt, und sei dem Herrn feind gewesen, weil er denselben für einen Ketzer und Verführer gehal-

ten, indem er's eben als treuer Anhänger der Hohenpriester und Schriftgelehrten, die ihn also über Jesum berichtet, nicht besser gewußt habe. Deßwegen habe er allezeit sein Möglichstes dazu beigetragen, daß dieser Verführer vertilgt werde, und endlich geholfen, ihn gefangen zu nehmen, vor die Hohenpriester und den Pilatus zu führen, anzuklagen, über ihn das „Kreuzige!" zu schreien und seine Verurtheilung zu erzwingen. Nachdem nun das Todesurtheil gesprochen gewesen, sei er alsbald in sein Haus geeilt, an welchem Christus auf seinem Todespfad habe vorübergehen müssen, und habe es seinem Hausgesinde angezeigt, damit sie auch zuschauen möchten. Sein kleines Kind habe er selbst auf den Arm genommen, um ihm den vorüberwandelnden Jesus zu zeigen. Als nun Christus unter der Last des Kreuzes herzugeführt worden, habe er sich ein wenig an sein Haus angelehnt; da sei er, Ahasverus, um seinen Eifer abermals an den Tag zu legen, auf ihn zugelaufen und habe ihm unter Scheltworten zugerufen: Packe dich von dannen und gehe, wo du hingehörst! Christus aber habe ihn stark in's Auge gefaßt und Folgendes entgegnet: „Ich will stehen und ruhen, du aber sollst gehen!" —

Sogleich habe er sein Kind niedergesetzt und sei, da er im Hause nicht bleiben können, dem Zuge nachgefolgt bis nach Golgatha, woselbst er die Kreuzigung Christi mit angesehen. Nach Vollendung all dieser Dinge habe er aber nicht mehr in die Stadt Jerusalem zurückkehren können, sein Weib und seine Kinder nimmer gesehen, sondern fortan ruhelos in fremden Landen umherirren müssen. Zwar sei er nach einigen hundert Jahren wieder nach Palästina zurückgekommen, habe jedoch eine solche Verwüstung angetroffen, daß er die Stätte, wo Jerusalem gestanden, kaum mehr erkannt habe. Im Uebrigen wisse er nicht, warum

ihn Gott so lang in diesem elenden Leben herumführe; vielleicht wolle er ihn bis zum jüngsten Tage als einen lebendigen Zeugen der Leiden Christi aufbewahren, zur Ueberführung der Ungläubigen und Gottlosen. Seinerseits sehne er sich inbrünstig, von Gott aus diesem Jammerthal erlöst und zur Ruhe eingeführt zu werden. —

Nach diesem hat Paulus von Eitzen dem Rector der Schulen zu Hamburg, einem sonderlich in den alten Geschichten wohlbewanderten Gelehrten, bei einer Unterredung über die nach Christi Kreuzigung in den Morgenländern stattgehabten Ereignisse das Bekenntniß des Ahasverus mitgetheilt, dessen sich der gelehrte Herr gar sehr verwunderte.

Weiter berichtet er von dem ewigen Juden, derselbe habe ein stilles und eingezogenes Leben geführt und nie geredet, als wenn man ihn fragte. Wenn man ihn eingeladen, sei er gekommen, dann aber im Essen und Trinken überaus mäßig gewesen. An Geldgeschenken habe er nie über zwei Schillinge angenommen und das Empfangene sofort unter die Armen vertheilt mit den Worten: „Ich bedarf dessen nicht, Gott wird schon für mich sorgen.“ —

Solange er in Hamburg weilte, hat man ihn nie lachen sehen. Er redete die Sprache jedes Landes, welches er betrat, z. B. damals das sächsische Deutsch so gewandt, wie ein geborner Sachse, was bei einem gebornen Hebräer nicht wenig heißen will. Zu jener Zeit sind auch viele Neugierige aus verschiedenen Ländern, bisweilen aus weiter Ferne, nach Hamburg gekommen, ihn zu sehen und zu hören. Da wurde denn gar verschieden geurtheilt. Die Meisten glaubten, er habe einen fliegenden Geist bei sich, der ihm solche Geheimnisse verkündige. Von Eitzen selbst aber war nicht dieser Meinung, zumal Ahasverus Gottes Wort

eben so gerne gehört, als darüber geredet, allezeit den Namen Gottes mit andächtigem Seufzen ausgesprochen und kein Fluchen geduldet habe. Wenn er nämlich irgend einen bei Gottes Blut und Wunden fluchen gehört, sei ihm darüber ein heftiges Zittern angekommen, und er habe dem Flucher mit furchtbarem Ernste gedroht: „Du elender Mensch, elendes Geschöpf, daß du Gottes Namen und Marter also schändest! Hättest du, wie ich, gesehen und gehört, wie schwer dem Herrn Jesus seine Wunden und Qualen dein- und meinetwillen geworden sind, lieber ließest du dir ein Leid anthun, als daß du seinen Namen dermaßen mißbrauchtest!" —

Was ihm nun Paulus von Eitzen noch viel weitläufiger, als hier geschrieben steht, über den ewigen Juden erzählt, hat der Verfasser auch von etlichen Schleswiger Bürgern, die Ahasverus ebenfalls gesehen, bestätigen hören."

Die ursprüngliche Schrift enthält noch folgende spätere Zusätze: „Dieser Jude soll so dicke Fußsohlen haben, daß das Maaß derselben zwei Querfinger dick gefunden worden, auch seien dieselben von seinem langen Wandeln und Reisen hart, wie Horn.

Secretarius Christoph Ehringer und M. Jakobus, Gesandte des Herzogs Adolf von Holstein an den König von Spanien, berichteten bei ihrer Rückkehr nach Schleswig 1575, sie haben den ewigen Juden in oben beschriebener Gestalt und Kleidung in Madrid gesehen, wo er geläufig spanisch geredet. —

Im Jahre 1599 während des Christmonats will man ihn auch in Danzig gesehen haben."

Flos und Blanceflos.

Um das Jahr 624 nach Christi Geburt regierte in Spanien ein ungläubiger König, Namens Fenis, dessen Gemahlin ebenfalls eine Dienerin Mahomed's war. Einst machte Fenis einen Kriegszug über das Meer nach christlichem Gebiet, wo er binnen drei Tagen die Küste in einer Breite von dreißig Meilen gänzlich verheerte, Burgen, Klöster, Städte eroberte und nach vollendeter Plünderung verbrannte. Den Raub hieß er auf seine Flotte schleppen und beorderte, damit noch nicht zufrieden, vierzig Mann, den christlichen Pilgern aufzulauern, um des Raubes noch mehr zu gewinnen. Es dauerte nicht lange, so zog eine Schaar Pilger, matt und müde, von einem Berge herab, und der Angriff geschah. Die Pilger erkauften ihr Leben gerne mit allem Gut, welches sie bei sich hatten; nur ein Graf aus Frankreich, der mit seiner schwangern Tochter zur Erfüllung ihres Gelübdes für den im Kampfe gefallenen Ehgemahl nach San Jago de Compostella wallfahrtete, wehrte sich tapfer gegen die Heiden, bis er von der Ueberzahl erschlagen ward. Seine Tochter führte man als Gefangene vor den König. Hierauf segelte dieser mit günstigem Winde heim nach Spanien und vertheilte daselbst den Raub unter seine Krieger. Die schwangere Christin schenkte er seiner Gemahlin,

die sich schon längst eine Christensklavin gewünscht hatte. Die Königin erlaubte ihr, bei ihrem christlichen Glauben zu verharren, und gewann dadurch an ihr eine eben so treue, als nützliche Dienerin, von welcher sie unter Anderm die französische Sprache erlernte. Auch den übrigen Hofleuten wußte sich die gefangene Christin angenehm und werth zu machen. Die Königin aber merkte bald, in welchem Zustand sich ihre neue Dienerin befinde, und fragte sie nach der Zeit, wann ihre Schwangerschaft begonnen habe. Da zeigte es sich denn, daß die Königin selbst um die gleiche Zeit guter Hoffnung geworden war, weshalb beide Frauen auch auf dieselbe Zeit ihrer Niederkunft entgegensahen. Nach Erfüllung der bestimmten Tage gebar die Königin einen bildschönen Knaben, dem die heidnischen Priester den Namen Flos (Blume) ertheilten, weil seine Geburt in die Blüthezeit fiel. An demselben Tage (es war Palmsonntag) gebar die Christensklavin ein wunderliebliches Mädchen, welchem sie die Taufe selbst ertheilte und dabei den Namen Blancflos (Weißblume) gab. Der König Fenis, über die Geburt eines Sohnes hoch erfreut, veranstaltete glänzende Festlichkeiten und übergab den Flos der Christenfrau zur Pflege; dagegen mußte ihn eine der heidnischen Frauen säugen. — Da nun die Christenfrau des Königs Sohn sammt ihrem eignen Töchterlein zu erziehen hatte, wurden ihr bald alle Beide gleich lieb, und das stete Beisammenleben flößte beiden Kindern gegenseitig eine so unauslöschliche Zuneigung zu einander ein, daß schon vor dem fünften Altersjahr keines mehr ohne das andere sein konnte. Im siebenten Altersjahr galten sie Beide schon für das schönste Kinderpärchen weit und breit. — Nun kam aber auch die Zeit, daß Flos in die Schule geschickt werden sollte. Doch als sein königlicher Vater ihm solches kund that mit den Worten: „Ich will dich jetzt dem weisen Meister Gai-

don übergeben, bei dem sollst du fleißig lernen," da begann Flos laut zu weinen und rief: „O Vater, ich kann nichts lernen und auf keine Lehre merken, wenn Blancflos nicht mit mir zur Schule gehen darf." Der König gewährte seine Bitte, und die beiden Kinder freuten sich sehr, mitsammen lernen zu dürfen. Sie lernten auch so eifrig und halfen dabei einander so getreulich nach, daß sie Beide im Lesen, Schreiben und Lateinsprechen große Fertigkeit erlangten, und nun fingen sie, auf daß ihre Mitschüler nichts merkten, einander lateinische Liebesbriefe zu schreiben an. Doch der König erkannte wohl die mit den Jahren wachsende Liebe der Beiden und gerieth darüber in große Sorgen. Also gedachte er sie von einander zu trennen, erklärte auch der Königin, er müsse Blancflos tödten lassen, wenn es nicht gelinge, den Flos von ihr abzubringen; denn sonst werde Flos niemals, wie ihm zieme, seine Liebe einer Königstochter zuwenden. Die Königin jedoch erwiderte, wenn Blancflos umgebracht werde, so würde sich Flos gewiß ein Leid anthun. Darum ward ein anderer Weg eingeschlagen. Der Meister Gaidon mußte unter dem Vorwand plötzlicher Krankheit seinen Unterricht einstellen. Dann eröffnete der König seinem Sohne, er müsse nun nach Montorio in die Schule gehen. Daselbst nämlich befanden sich viele schöne Kinder von edler Abkunft, weßhalb der König hoffte, Flos werde unter diesen seine Liebe zu Blancflos vergessen. Als nun Flos abreisen sollte, war sein erstes Wort, ob Blancflos mitreisen dürfe. Das ward ihm abgeschlagen, weil Blancflos zur Verpflegung ihrer Mutter, die sich ebenfalls krank stellen mußte, verpflichtet sei. Flos geberdete sich hierüber gar jämmerlich und betheuerte, ohne Blancflos könne er nicht leben noch athmen. Erst als man versprach, ihm Blancflos binnen vierzehn Tagen nachzusenden, ergab er sich und nahm unter heißen Thränen, Küssen und Umar-

mungen in Gegenwart der königlichen Eltern von seiner Blancflos Abschied. —

Von seinem Vater reich ausgestattet, reiste Flos nach Montorio, und ward daselbst von dem Herzog Joras, dessen Gemahlin Sante und Beider Tochter Sibylla ehrenvoll aufgenommen. Obwohl sich aber in der dortigen Schule, in welche Sibylla ihn begleitete, viel schöne und vornehme Mägdelein befanden, kam ihm doch seine Blancflos nicht aus dem Sinn; er konnte, bis die vierzehn Tage verflossen waren, nicht aufhören, nach ihr zu seufzen. Als aber vollends die vierzehn Tage um waren, ohne daß Blancflos kam, fing er an zu fürchten, sie sei gestorben und verfiel aus Herzensjammer in schwere Krankheit. Dies meldete sein Diener dem König, welcher nun sofort mit der Königin zu Rathe ging. „Jetzt," begann er, „weiß ich nicht mehr, was ich mit unserm Sohn anfangen soll. Ohne Zweifel hat ihm Blancflos diese Liebe durch Zauberei angethan. Darum soll sie auf der Stelle getödtet werden, damit er sie vergessen kann." Die Königin aber widersprach: „Ich kann nicht glauben, daß Blancflos Zauberei an unserm Sohn geübt habe. Sie selber liebt ihn so übermäßig, daß sie seit seiner Abreise nach Montorio keinen frohen Augenblick mehr gehabt, auch Speise und Trank verschmähet hat. Zudem wäre es ebenso frevelhaft, als schändlich, solch ein Kind ohne Urtheil und Recht umzubringen. Besser ist's, man verkaufe Blancflos in ein fernes Land, daß man hier nichts mehr von ihr vernimmt." Der König willigte ein, und ließ zwei reiche Kaufleute kommen, welchen er auftrug, nach Nicäa in Kleinasien zu fahren und Blancflos daselbst zu verkaufen. Da nahmen die Kaufleute das Mädchen in Empfang und führten es mit sich nach einem fernen Hafen, wo sie es an zwei Kaufleute aus fernem Land um hohen Preis verkauften. Um

der Schönheit und Klugheit dieses Mädchens willen gaben die Fremdlinge für dasselbe sechzig Pfund Gold, hundert Pfund Silber, hundert Laken Zindal, hundert rothe Mäntel, hundert gute Pferde und dreihundert Vögel, nämlich Falken, Habichte und Sperber, dazu den unschätzbaren Becher, welchen einst Aeneas nach Troja's Zerstörung nach Italien gebracht und einem Bruder seiner geliebten Lavinia geschenkt hatte. Auf diesem Becher, von Vulcanus selbst gefertiget, war abgebildet der Raub der Helena, die Verfolgung des fliehenden Paris durch Menelaus, den erzürnten Gatten, die Belagerung Troja's durch die Griechen unter König Agamemnon. Auf dem Deckel des Bechers stand ein Vogel, so künstlich gefertigt, daß er zu leben schien; der Vogel aber hielt in seinen Klauen einen großen Karfunkel, dessen Schein die dunkelste Nacht erleuchtete. —

Die fremden Kaufleute nun segelten gen Babylon, und stellten Blancflos dem Admiral daselbst vor, welchem sie so außermaaßen gefiel, daß er sie den Verkäufern vierzehn Mal mit Gold aufwog. Aus der Pracht ihres Gewandes, so wie aus der edlen Gestaltung ihrer Glieder erkannte der Admiral, daß seine neue Sklavin von nicht gemeiner Herkunft sei, beschloß daher, seine bisherige Lebensweise aufzugeben und Blancflos durch Heirath zu seiner rechtmäßigen Königin zu erheben. Er befahl, sie auf seinen Frauenthurm zu bringen, wo fünfundzwanzig Sklavinnen sie bedienen und mit Allem bekannt machen sollten, was einer Königin ziemt. Aber die neue Herrlichkeit vermochte Blancflos nicht zu trösten. Als sie allein war, brach sie in laute Klagen aus: „Ach mein herzlieber Flos, wer hat uns so grausam getrennt! Ohne dich kann ich nimmer froh werden; denn eher wird man mich tödten, als daß ich dein vergesse. Armer Flos, nun trauerst du wohl auch um mich nicht minder, als ich um

deinen Verlust, und Beide finden wir keine Hoffnung, keinen Trost!" —

Was nun aber die Kaufleute anbetrifft, welche Blancflos verkauft hatten, so gingen dieselben nach geschlossenem Handel alsbald zum König Fenis und übergaben ihm die erlösten Schätze. Der König freute sich derselben sehr, seine Gemahlin aber fand, nun sei erst guter Rath theuer, was mit ihrem Flos anzufangen sei, damit ihn das Herzeleid nicht tödte. Also ließ der König ein prächtiges Grab machen von Elfenbein, Marmor und Krystall; darauf legte man einen herrlichen Sarg, auf dessen Deckel zwei Kinder standen, das Eine dem Flos, das Andere der Blancflos ähnlich gebildet. Jedes der Kinder trug eine Krone, und in derjenigen des Flos leuchtete ein köstlicher Karfunkel. Daneben waren lange Pfeifen angebracht, welche den Wind auffingen, sodaß, wenn Wind zog, die Kinder einander umarmten, und wenn Windstille war, die Kinder auch stille standen und einander Blumen entgegenstreckten. Außerdem war das Grab geziert mit den mannigfaltigsten Edelsteinen, mit Saphiren, Amethysten, Diamanten, Hyazinthen, Jaspissen und andern mehr. Auf dem Grabe aber stand in goldenen Lettern geschrieben: „In diesem Grabe ruht Blancflos, die den Jüngling Flos geliebet mit treuem Herzen." Ueberdies befahl der König Allen, die um die Sache wußten, seinem Sohne zu bestätigen, daß Blancflos gestorben sei. Hierauf sandte er dem Flos die Erlaubniß, heimzukehren. Dieser kehrte auch alsbald freudig zurück und begrüßte Vater und Mutter herzlich; dann aber fragte er seiner Blancflos nach. Da begegneten seiner Frage lauter traurige Mienen und Alles schwieg stille. Erschrocken eilte er zur Mutter seiner Geliebten und fragte jämmerlich, wo seine Blancflos sei. Zuerst antwortete dieselbe, sie wisse es nicht; doch als Flos sie mit Ernst aufforderte, ihm

die Wahrheit herauszusagen, klagte die arme Mutter: „Blancflos liegt im Grabe.“ Das war dem guten Flos ein Donnerschlag; er fiel ohnmächtig nieder. Auf das Schreckensgeschrei der Frau eilten der König und die Königin herbei und sahen zu ihrem großen Entsetzen den einzigen Sohn ohne ein Zeichen des Lebens daliegen. Zwar kam er nach etlichen Stunden wieder zu sich selber, blieb aber so verstört in seinem Gemüthe, daß ihn weder Bitten noch Drohungen andern Sinnes machen konnten. Endlich brachte er's über sich, das Grab seiner Geliebten zu sehen. Seine Mutter nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu demselben hin. Als er die Aufschrift gelesen, verdoppelte sich sein Schmerz, und er fiel vor dem Grabe drei Mal in Ohnmacht. Nachdem er sich wieder so weit erholt hatte, um seinem Schmerz Worte zu geben, knieete er auf dem Grabe nieder und klagte: „O Blancflos, warum mußtest du von mir scheiden! Auf Einen Tag geboren und mit einander aufgewachsen, warum hätte nicht auch ein Tag uns dahinraffen sollen? Grausamer Tod, der mir meines Lebens Freude geraubt, was säumest du, auch mich zu treffen? Und spottest du meines Kummers, wohlan, so gehe ich freiwillig hinüber in die Blumenauen, wo meiner Blancflos Seele Blüthen liest.“ —

Mit diesen Worten erhob sich Flos, nahm einen goldenen Griffel, das einzige Andenken, welches er von seiner Freundin besaß und immer bei sich trug, und wollte mit demselben sein Herz durchbohren. Seine Mutter aber entwand ihm den Griffel und sprach: „Willst du dich auf ewig von deiner Blancflos scheiden? Meinst du, als Selbstmörder zu ihr in's Paradies zu kommen? Nimmermehr! In ewige Pein würdest du dich stürzen, wie Pyramus und Thisbe, die dasselbe thaten und nun ewig vergeblich seufzen nach der Liebe Glück. Fasse Muth, lieber

Sohn! Noch gibt es Mittel, deine Blancflos wieder in's Leben zu rufen." —

Dann ging die Königin zu ihrem Gemahl, erzählte ihm die Verzweiflung des Flos und wie er sich habe umbringen wollen, wodurch sie ihr einziges Kind verloren hätten, und bat den König,



sich seines Sohnes zu erbarmen. Fenis gab nach und erlaubte, seinem Sohne zu sagen, Blancflos sei noch am Leben. Nun nahm die Königin den Flos bei Seite und sagte ihm: „Sei wohl zu Muth! dein Lieb liegt nicht im Grabe!" und zur Bestätigung dessen ließ sie den leeren Sarg vor seinen Augen öffnen. „Wir hofften," fuhr sie fort, „du würdest dein Herz einer Königstochter schenken und der Blancflos entsagen, die nur das Kind einer Gefangenen und dazu Christin ist. Dein Vater hätte Blancflos tödten lassen, wenn ich nicht dazwischengetreten

wäre. Nun aber hat er sie durch zwei Kaufleute in fernes Land verkaufen lassen." Der Anblick des leeren Sarges und die Rede seiner Mutter richteten den Flos wieder auf. Er faßte Hoffnung, und von Stund' an war all sein Sinnen darauf gerichtet, die theure Blancflos wieder zu gewinnen. —

Unverweilt ging Flos zum Könige hinein und bat: „Lieber Vater, gebet mir Urlaub, meine Blancflos zu suchen; denn ich finde ohne sie keinen Frieden und keine Freude mehr!" Als der König Solches vernahm, verwünschte er in seinem Herzen den Tag, an welchem er Blancflos verkauft hatte, und würde sie gerne mit allen erlösten Schätzen und noch mehrern dazu zurückgekauft haben, wenn's nur möglich gewesen wäre. Traurig sprach er zu seinem Sohne: „Lieber Flos, bleibe bei uns; du sollst eine schöne Königstochter zum Weibe bekommen, welche besser für die Krone taugt." Flos aber blieb unerschütterlich. „Lieber Vater," entgegnete er, „ich vermag auf der Welt kein anderes Weib zu lieben, als Blancflos; darum laßt mich ziehen." Nun willigte der König ein, und verhieß ihn mit Allem auszurüsten, was er zur Reise bedürfe, worauf Flos seinem Vater eröffnete, er gedenke als Kaufmann zu reisen; darum möge man ihm zwölf Maulthiere mitgeben, von denen drei mit Thierhäuten, drei mit gemünztem Gelde, zwei mit Kleidern von Sammt, Seide und Scharlach, die übrigen vier mit grau und weißem Buntwerk sollten beladen sein. Außer diesem erbat sich Flos zwölf Maulthiertreiber, zwölf Schildknappen zu seinem Schutze, Einen von seines Vaters Truchsessen und einen recht klugen Kämmerling; auch sollen ihm die beiden Kaufleute, welche Blancflos verkauft hätten, mitgegeben werden, damit er sein Lieb desto eher finde. Habe er, versprach Flos, günstigen Erfolg, so werde er Botschaft senden und mit Freuden wieder heimkehren. Unter Thränen gewährte

König Fenis seinem Sohne all diese Wünsche und schenkte ihm dazu noch einen reichgeschmückten Zelter. Flos schnallte sich goldene Sporen an und bestieg diesen Zelter. Dann trat seine Mutter herzu und gab ihm einen Goldring mit einem zauberkräftigen Edelstein, der, allezeit am Finger getragen, ihn festmachen werde gegen Feuer, Wasser, Raubthiere, Menschen und Waffen, auch Jedermann nöthige, zu erfüllen, was er von ihm bitten werde. Mit großem Dank empfing Flos diesen Ring und steckte ihn an den Finger. Hierauf beurlaubte sich Flos bei Vater und Mutter, deren Jedes ihn unter vielen Thränen drei Mal küßte, erfüllet von der bangen Ahnung, ihn auf dieser Welt nimmer wiederzusehen. Flos aber, im Herzen gelobend, entweder seine Blancflos wiederzubringen, oder fortan einsam zu leben und nie mehr zurückzukehren, zog mit seinem Gefolge nach dem Hafen, wo die Kaufleute Blancflos verkauft hatten. — Daselbst nahm er Herberge bei einem reichen Mann, wo er sammt seinen Gefährten trefflich bewirthet wurde. Dessen ungeachtet genoß er so wenig und zeigte so große und beständige Traurigkeit, daß es seiner Wirthin auffiel. Einst während der Mahlzeit sprach die Wirthin leise zu ihrem Manne: „Sehet doch, mein Herr, wie traurig sich dieser Jüngling geberdet, wie oft er seufzt und immer in Gedanken versunken ist. Er und seine Genossen sind gewiß keine Kaufleute, sondern suchen etwas ganz Besonderes.“ Hierauf redete sie den Flos an: „Junger Herr, wie kommt es, daß Ihr vor Betrübniß nicht essen möget? Solltet Ihr jene Jungfrau kennen, die kürzlich ebenfalls hier war, jene Blancflos, die Euch in Allem glich und auch immer seufzte und weinte? Um Ihres Geliebten willen, den sie Flos nannte, ward sie hier verhandelt an Kaufleute, welche die schöne Maid nach Babylon zu bringen beschlossen.“ —

Diese Rede machte auf Flos einen so gewaltigen Eindruck, daß er anfangs gar keine Antwort fand und mit seinem Messer, welches er eben in der zuckenden Hand hielt, unversehens einen Becher Wein umstürzte. Endlich faßte er sich, nahm einen schönen Goldbecher und sprach zu der Wirthin: „Nehmt dieses Zeichen meines Dankes dafür, daß Ihr mir die erste Nachricht von meiner Blancflos gegeben; denn ich wußte nicht, in welcher Richtung ich ihr nachziehen sollte. Jetzt aber fahre ich gleich nach Babylon."

Die Wirthin dankte für das reiche Geschenk, und sogleich miethete Flos ein Schiff und fuhr mit seinem Gefolge über das Wasser, bis sie gen Bagdad kamen. Daselbst nahmen sie Herberge in einem vornehmen Hause, wo ihnen bestens aufgewartet wurde. Auch hier fiel dem Wirthe die stille Betrübniß des Flos während des Mahles auf. „Herr," fragte der Wirth, „behagt Euch die Aufwartung nicht, daß Ihr so wenig genießet?" Aber Flos gab keine Antwort. Da suchte der redselige Gastgeber ihn durch eine Erzählung zu zerstreuen. „Denket Euch, Junker," hub er an, „vor Kurzem haben Kaufleute, aus Spanien angelangt, mit einer holdseligen, Euch ganz ähnlichen Jungfrau bei mir übernachtet. Die hieß Blancflos und mochte auch vor lauter Seufzen weder essen noch trinken." Flos horchte hoch auf: „Und weiter, weiter, wohin zogen sie mit der Jungfrau?" Der Wirth antwortete: „Nach Babylon, wie ich vernommen." Dafür schenkte ihm Flos einen Scharlachmantel nebst einem zierlichen Becher und sprach: „Dies Geschenk habt Ihr meiner Blancflos zu verdanken, die ich finden oder sterben muß." Der erfreute Wirth wünschte ihm Gottes Segen zu seinem Unternehmen, begleitete am nächsten Morgen ihn und sein Gefolge vor die Stadt und zeigte den rechten Weg nach Babylon. —

Nicht lange, so kamen sie zu dem Fluß Fire, an dessen anderm Ufer die Stadt Montfelis lag. Leider aber war keine Brücke zu finden; nur eine Fähre führte über den breiten Strom, und die mußte man herbeirufen mit einem großen Horn, welches an einem nahen Cypressenbaume hing. Flos stieß in das Horn, daß es über den Strom hin schallte, und alsbald kamen die Schiffleute und luden sein Gefolge nebst den Gütern in ihre Fähren. Ihr Meister aber setzte den Flos in einem besondern Nachen über. Während der Fahrt bemerkte der Schiffsmeister, wie Flos in düsterm Sinnen stand, und fragte: „Junger Herr, wohin reiset Ihr, und was sucht Ihr bei uns zu Lande?“ Flos antwortete: „Wir sind Kaufleute und reisen gen Babylon. Da es aber zu spät ist, um heute noch weiter zu reisen, so bitt' ich Euch, nennt mir eine gute Herberge.“ Der Meister sprach: „Gute Herberge kann ich Euch wohl weisen. Weßhalb ich Euch aber anfragte, will ich nicht verhehlen. Da ist unlängst eine liebliche Jungfrau, die Euch sehr ähnlich sah und Blancflos hieß, übergefahren worden. In meinem Hause, wo man mit ihr herbergte, vertraute sie mir, sie sei die Geliebte eines Heiden und um seinetwillen in die Ferne verkauft worden.“ Da fragte Flos angelegentlich: „Wohin hat man diese Jungfrau geführt?“ worauf der Meister berichtete, sie sei dem Admiral von Babylon verkauft worden, welcher sie vor all seinen Frauen in höchsten Ehren halte. Kaum konnte Flos seine Freude über diese sichere Kunde verbergen; doch gab er sich dies Mal nicht zu erkennen, damit man ihn nicht, dem Admiral zu Gefallen, umbringe. Er nahm bei dem Schiffsmeister sammt seinen Gefährten Herberge für die Nacht. Aber am folgenden Morgen, bevor er abreiste, fragte er den Meister, ob er ihm nicht einen guten Freund in Babylon wüßte, bei welchem er Herberge, auch Hülfe mit Rath

und That finden möchte. „Freilich,“ versicherte der Wirth; „wenn Ihr zu dem Strome kommt, der herwärts von Babylon liegt, so wird Euch auf der Brücke daselbst ein Zöllner begegnen, der mein vertrauter Freund ist und Euch sein in der Stadt liegendes Haus zur Herberge anweisen kann. Nehmt diesen Ring und übergebt ihm denselben; so wird er sich Euer um meinetwillen treulich annehmen.“ Dankbar verabschiedete sich Flos von dem Schiffsmeister und zog seines Weges. Gegen Abend kam er an die Brücke, übergab dem Zöllner den Ring und bat ihn um Herberge, welche ihm alsbald in dessen Haus angewiesen ward. —

Am nächsten Morgen ging Flos in der Stadt umher. Da erkannte er bald die Macht des Admirals und die gewaltige Größe und Festigkeit Babylons, und nun wurde er ganz verzagt und machte sich Vorwürfe: „Wohl bin ich jetzt, wo Blancflos ist; aber wer könnte den Admiral zu ihrer Herausgabe zwingen, da er sie um keine Schätze der Welt verkaufen wird? Wer hilft mir? Wem kann ich mich anvertrauen? Und erfährt gar der Admiral, warum ich hier bin, so ist's um mich geschehen. Daß ich doch meinem Vater gefolgt und ein ander Lieb gesucht hätte!“

In solche Gedanken vertieft, traf ihn sein Hauswirth und fragte nach der Ursache seines Unmuthes. Aber Flos gab vor, er fürchte, in dieser Stadt keine Geschäfte machen zu können. „Ei,“ sagte der Wirth, „wir wollen mitsammen Mahlzeit halten und hernach rathschlagen, was zu thun sei.“

Bei der Mahlzeit nun ward dem Flos der prächtige Becher, um welchen Blancflos verkauft worden, vorgesetzt. Bei seinem Anblick erneute sich die alte Sehnsucht, und er konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten. Wie dies Licoris, des Wirthes Frau, bemerkte, sprach sie zu ihrem Gatten: „Herr, laßt uns die Tafel aufheben; dieser Fremdling bedarf mehr unseres Trostes, als der

Speise." Also that Daries, der Wirth, und begann nach aufgehobener Mahlzeit: „Lieber Junker, offenbart mir ohne Sorge, was Euch beschwert. Ich will Euch rathen und helfen nach besten Kräften." Die Wirthin aber sagte zu ihrem Manne: „Herr, wie ich aus seiner Gestalt und seinem Benehmen ersehe, kümmert er sich wohl um jene Blancflos dort auf dem Jungfrauenthurm. Die herbergte vierzehn Tage lang bei uns und erzählte unter vielen Seufzern, wie sie verkauft worden um ihres Geliebten willen. Der Admiral hat sie den Kaufleuten, welche sie an einem spanischen Hofe erkauft, vierzehnfach mit Gold aufgewogen. Ich glaube fast, dieser schöne Junker sei ihr Bruder, oder gar ihr Geliebter selbst." Da blickte Flos freudig auf und rief: „Ich bin ihr Geliebter, nicht ihr Bruder;" dann aber, seine Uebereilung bemerkend, verbesserte er sich: „Nein doch, ihr Bruder, wollte ich sagen; denn wir haben Beide Eine Mutter." Da lächelte Daries: „Ei, ei, junger Herr, Ihr widersprecht Euch ja in Einem Athemzug. Besser wär's, mir die Wahrheit zu gestehen. Seid Ihr gekommen, um Blancflos wiederzugewinnen, so habt Ihr eine Thorheit begangen; denn erführe es der Admiral, so wäret Ihr des Todes." Flos seufzte tief: „So will ich Euch denn die Wahrheit sagen. Ich bin des Königs Fenis von Spanien einziger Sohn. Blancflos, meine Geliebte, ward mir entwendet, und ich finde keine Rast noch Ruhe mehr, bis ich sie wieder habe. Wollt Ihr mir dazu verhelfen, so gebe ich Euch so viele Schätze, als Ihr verlangt. Doch binnen einem Monat muß ich sie haben; sonst tödtet mich die Sehnsucht." Daries sprach: „Lieber Herr, wir müßten es schmerzlich beklagen, wenn Ihr Euer junges Leben verlöret um einer Jungfrau willen. Doch einen Rath, sie wiederzuerlangen, weiß ich nicht; denn die ganze Welt möchte sie dem Admiral nicht abtrotzen; er ist allzu

mächtig. Hundert und fünfzig Könige sind ihm unterthan. Babylon selbst ist zwanzig Meilen lang und breit, mit siebenzig Fuß hohen, unzerstörbaren Mauern umgeben. In die Mauer sind drei und dreißig stählerne Pforten eingelassen. Sie ist geschützt durch siebenhundert der höchsten Thürme, welche von siebenhundert der mächtigsten Herrn, die keinem Könige etwas nachgeben, bewacht werden. Mitten in der Stadt aber steht ein prächtiges Schloß mit vier Wohnungen. In der vierten wohnt Blancflos mit vier andern Jungfrauen. Ihre Kammer hat Thüren von Eibenholz, welches nimmer verbrennt noch fault, und Fenster von duftendem Myrrhenholz. Die Thüren sind mit Goldlasur und schönen Figuren verziert. Weil nun in jenem Thurme bloß Jungfrauen wohnen, so wird er der Jungfrauenthurm genannt. Mitten in demselben steht eine krystallene Säule, aus welcher ein Brunnen entspringt, dessen Wasser künstlich in alle Kammern geleitet wird und von dort wieder in die Säule zurückfließt. Aus dem Saal, wo diese Säule steht, führt eine Treppe zu des Admirals Kammer, wo ihn vierzehn Tage lang beim Aufstehen und Niederliegen eine der Jungfrauen bedienen muß. Der Wächter des Thurmes aber ist so grimmiger Art, daß er Jeden tödten läßt, der sich ohne guten Ausweis dem Thurme naht. Er hat unter seinem Befehl sechszehn ebenso wilde Trabanten, welche den Thurm Tag und Nacht mit offnen Augen bewachen. —

Dabei hat der Admiral eine grausame Gewohnheit. Er freit jedes Jahr ein anderes Weib. Zu Ende des Jahres versammelt er um sich alle Könige, Fürsten und Herren seines Reiches und läßt vor ihren Augen seine bisherige Gemahlin durch einen Ritter enthaupten, damit sie nach ihm Niemand mehr freie. Hernach läßt er die Jungfrauen vom Thurme in einen

Baumgarten herunterführen. Die nahen mit Furcht und Zittern, weil keine gern die königliche Ehre mit einem frühen Tod erkauft. Der Baumgarten aber ist umschlossen mit Mauern von Gold und Lasur. Edle Bäume aller Art tragen daselbst das ganze Jahr hindurch eine Fülle des herrlichsten Obstes. Gewürzsträucher und zahllose Blumen erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen, Schaaren von Vögeln entzücken das Ohr mit ihrem Gesang. Mitten im Garten steht ein Brunnen mit krystallhellem Wasser, überschattet von einem Baum, der immerdar blüht und zugleich die mannigfaltigsten Früchte reift. Neben diesen Baum setzt sich der Admiral mit den Herren, und jetzt muß eine Jungfrau nach der andern über den Brunnen gehen. Schreitet Eine hinüber, die noch von keinem Manne berührt ist, so bleibt das Wasser völlig klar, während es roth und trübe wird, sobald eine hinübergeht, die ihr Magdthum verloren hat. Eine Solche wird alsbald hingerichtet. —

Ist diese wunderbare Prüfung der Jungfrauen vorüber, so stellen sich die rein Erfundenen unter den blühenden Baum, der eine seiner rothen Blüthen gerade auf diejenige fallen läßt, welche der Admiral in seinem Herzen am meisten liebt. Diese erhebt er für dies Jahr zur Königin und läßt sie nach Verfluß des Jahres hinrichten. —

Wohlan denn, junger Herr, wo wäre der Weise zu finden, der hier Rath wüßte? Noch vor Ablauf des Monats wird der Admiral seine Hochzeit feiern und, wie Ihr schon wisset, liebt er Blancflos am meisten von all seinen Jungfrauen. Es ist in ganz Babylon bekannt, daß er diese am liebsten zum Weibe nehmen wird, wie sie denn sammt ihrer Freundin Clarissa ihm alle Morgen und Abend aufwarten muß.“ —

Darob entsetzte sich Flos und sprach: „Ach! lieber Herr,

wißt Ihr denn wirklich gar keinen Ausweg? Wo nicht, so will ich sie im Baumgarten öffentlich anreden, damit man die Last dieses Lebens von mir nehme. Bald wird sie mir im Tode folgen, und wir finden einander, um nie mehr getrennt noch betrübt zu werden, unter den Blüthen des Paradieses." —

„Lieber Junker," sprach jetzt der Wirth, „weil Ihr selbst Euer Leben dran setzen wollt, so kann ich Euch doch nicht ohne Rath lassen, obschon derselbe auch mir an's Leben gehen könnte. Wißt Ihr was: Geht morgen Nachmittags in Euern köstlichsten Gewändern nach dem Jungfrauenthurm und stellt Euch an, als wolltet Ihr ihn messen nach seiner Höhe, Breite und Dicke. Dann wird der Thurmwart Euch barsch anfahren und fragen, was Ihr da zu schaffen habet. Ihr aber antwortet ihm höflich, Ihr wollet nur den Thurm messen, weil Ihr nach Euerer Heimkehr auch einen solchen zu bauen gedenket. Deß wird er sich wundern, Euch näher in's Auge fassen und nach Eurer Herkunft fragen. Euer köstlich Gewand wird ihn blenden, Euer Reichthum seine Habgier erwecken, und nun fragt er, ob Ihr auch Schach spielet. Bejahet Ihr dies, so heißt er Euch eintreten und bittet, ihm mit Schachspielen die Zeit vertreiben zu helfen. Er spielt aber gerne hoch; darum müßt Ihr um wenigstens hundert Bisanten mit ihm spielen. Bemühet Euch recht, zu gewinnen, und gebt ihm dann nicht nur sein Geld zurück, sondern Euern eignen Einsatz dazu. Des andern Tages geht wieder hin und setzet zweihundert Bisanten, am dritten Tage vierhundert; immer jedoch erstattet ihm das Verlorne zurück und legt Euern Einsatz dazu; so macht Ihr ihn kirre. Ferner sollt Ihr einmal Euern herrlichen Becher mitnehmen und ihn sehen lassen, aber nicht darum spielen. Der Thurmwart wird Euch Summen Goldes dafür bieten; doch Ihr verkauft das Prachtstück nicht. Endlich

wenn Ihr sehet, daß ihn die Begierde völlig verblendet hat, macht Ihr ihm den Becher zum Geschenk. Das wird ihn so überwältigen, daß er Euch Treue schwört und gelobt, Euch zu leisten, was Ihr immer wünschen möget." —

Flos dankte seinem Wirth für diesen trefflichen Rath und säumte nicht, ihn zu befolg n. Nicht lange hatte er sich mit dem Messen des Thurmes beschäftigt, als der Thurmwart ihn anfuhr: „Was hast du da zu schaffen? Bist du nicht ein Kundschafter, der meines Herrn Thurm ausspähen soll?" Flos entgegnete freundlich: „Beruhiget Euch, Herr! ich nehme mir den Thurm nur zum Muster für den, welchen ich nach meiner Heimkehr bauen will, mein Gold darin zu verwahren. Wollt Ihr mir nicht helfen, den Thurm auch von innen zu besehen, da doch nur Gold darin ist, und ich dessen mehr besitze, als Ihr und Euer Herr zusammen?" —

Dadurch kam der Thurmwart auf andere Gedanken, meinte aus dem Reichthum des Unbekannten schließen zu dürfen, daß derselbe kein Späher sei, und hielt sich nur noch für verpflichtet, ihn durch mancherlei Fragen zu erforschen. Zuletzt setzte er alles Mißtrauen bei Seite und bat den Flos einzutreten und Schach mit ihm zu spielen. Auf die Frage, wie hoch sie spielen wollten, antwortete Flos gleich: „Um hundert Bisanten."

Nun ward ein Schachspiel aus Ebenholz und Elfenbein gebracht, und der Kampf begann. Flos aber kehrte den Stein des Ringes, welchen ihm seine Mutter gegeben, so, daß derselbe dem Thurmwart in die Augen fiel. Da konnte der Habgierige nicht anders, als immer nach dem Stein hinschielen, wodurch er zerstreut ward und das Spiel zu seinem großen Aerger verlor. Flos aber gab ihm das verlorene Geld wieder und dazu seinen eignen Einsatz, worüber der Thurmwart in freudiges Staunen

gerieth und den Flos bat, doch ja am nächsten Tage wiederzukommen. Also that Flos und setzte dann zweihundert Bisanten gegen zweihundert des Thurmwarts. Abermals bewährte der Edelstein seine Kraft, sodaß Flos Gelegenheit erhielt, dem Thurmwart seinen Verlust sammt dem eignen Einsatz zu schenken. Nun ward der Thurmwart erst recht entzückt und bot dem Flos bereits alle möglichen Freundschaftsdienste an. Am dritten Tage spielten sie um vierhundert Bisanten, welche Flos wieder gewann. Ueber diesen großen Verlust ward der Thurmwart sehr bestürzt; als ihm aber Flos Alles zurückgab und seine Bisanten noch dazulegte, lud er den Flos sogleich zur Mahlzeit in seinem Hause ein. Flos erschien, brachte seinen herrlichen Becher mit und trank beim Mahle immer daraus. Dem Thurmwart gingen fast die Augen über; er betrachtete den Becher mit Verwunderung und bat zuletzt, Flos möge um denselben spielen, er wolle tausend Mark Goldes dagegensetzen. Flos sprach: „Lieber Herr, ich darf diesen Becher weder verkaufen, noch verspielen. So Ihr mir aber schwöret, mir aus besten Kräften zu helfen, wenn ich Euer bedarf, so sei Euch der Becher geschenkt.“ Jetzt war der Thurmwart überwunden. Er schwur, dem Flos in allen Dingen treu zu dienen als sein eigner Mann. Da gab ihm Flos den Becher. Kaum hatte ihn der Thurmwart empfangen, so erzählte ihm Flos sein Schicksal und erklärte, er müsse die schöne Blancflos oben im Thurme sehen, oder vor Sehnsucht sterben. Der Thurmwart aber bereute seinen Schwur, als er Solches hörte. Dessenungeachtet sprach er: „Ob ich schon mein Leben auf's Spiel setze, ich muß meinen Eid halten. Wartet in Euerer Herberge nur drei Tage. Dann kommt der erste Mai, an welchem ich Euerer Blancflos alle Blumen, die aufzutreiben sind, zusenden werde. Unter den Blumen im Korbe lass' ich Euch

zu Blancflos hinauftragen, und Ihr mögt dann bei ihr bleiben, so lang es Euch gefällt.“ Mit frohem Herzen eilte Flos in seine Herberge und harrte daselbst, während der Thurmwart einen großen, zierlichen Korb verfertigen und Blumen in Fülle zusammenlesen ließ. —

Am ersten Mai, den Flos inbrünstiger ersehnet hatte, als je zuvor einen Maitag, ging er, in rothen Purpur gekleidet, damit ihn kein Auge von den Rosen im Korb unterscheiden könne, zu dem Thurmwart. Der setzte ihm erst noch einen rosenrothen Hut auf, hieß ihm in dem Korb liegen und deckte ihn mit Blumen über und über. Hierauf rief er zwei starke Knechte und befahl: „Tragt diese Blumen zu Blancflos hinauf, mit Vermelden, ich sende sie ihr. Hernach kehrt wieder zu mir zurück.“ Die Knechte trugen den Korb hinauf, fanden aber auf dem Wege, das seien verwunderlich schwere Blumen und erleichterten sich ein wenig mit Fluchen. Unglücklicherweise verwechselten sie die Thüren, kamen daher vor Clarissens Gemach, und riefen: „Jungfrau Blancflos! da schickt Euch der Thurmwart Blumen!“ —

Zwar hörte Clarissa den Namen Blancflos wohl; dennoch nahm sie die Blumen in Empfang und ließ dem Thurmwart Dank sagen. Als sie nun allein war, nahm sie eine Blume aus dem Korb und beschaute dieselbe mit Wohlgefallen. Flos aber, der Blancflos vor sich zu haben meinte, sprang hastig hervor, sodaß Clarissa vor Schrecken einen lauten Schrei ausstieß. Das hörten die übrigen Jungfrauen und eilten aus ihren Gemächern, zu sehen, was es gäbe. Sobald Flos Schritte vernahm, legte er sich wieder in den Korb und bedeckte sich mit Blumen. Indessen erinnerte sich Clarissa, was ihre Freundin Blancflos von ihrem Geliebten erzählt hatte, wie er ihr so ähnlich sehe, und begann den Zusammenhang zu ahnen. Darum lachte sie, als die Jung-

frauen hereinkamen, und gab vor, es sei ihr plötzlich eine Hornisse in's Gesicht geflogen, um derentwillen sie so schreckhaft aufgeschrieen. Dadurch beruhigt, entfernten sich die Jungfrauen wieder, während Flos in Todesängsten unter den Rosen lag. Clarissa aber, eines allemannischen Herzogs Tochter, war die vertrauteste Freundin der schönen Blancflos. Beide wohnten in nebeneinanderliegenden Kammern und, zum gemeinsamen Dienste des Admirals bestimmt, klagten sie einander oft ihr Leid und suchten sich zu trösten. Also schloß Clarissa ihre nach dem Gang führende Thür, damit Niemand den Jüngling entdecke, ging durch die andere Thür in die Kammer der Blancflos und sprach: „Komm doch, liebe Freundin, ich will dir Blumen zeigen, so schön, wie du solche lange nicht mehr gesehen hast." Blancflos aber seufzte: „Gute Clarissa, was sollen mir Blumen, so lang ich von meinem Geliebten getrennt bin, und besonders, da ich weiß, daß mich der Admiral noch in diesem Monat freien will? O, bevor das geschieht, und ich meinem Flos untreu werde, will ich dem Admiral schon einen Grund geben, mich zu tödten." —

Da beschwor Clarissa die Trauernde: „Ich bitte dich, meine Blumen zu besehen, so lieb dir dein Flos ist." Jetzt folgte Blancflos der Clarissa in ihr Gemach, und kaum stand sie vor dem Korbe, so sprang Flos, der Alles mit angehört, aus den Blumen und erkannte seine Blancflos, wie sie ihn. Keines Wortes mächtig, standen Beide eine Zeit lang da; endlich fielen sie einander in die Arme und küßten sich inniglich, bis Blancflos Worte fand und rief: „Clarissa, das ist mein theurer Flos, mein Leben, meine Seele!" —

Nachdem die erste Aufwallung des Entzückens sich gelegt, baten Beide die gute Clarissa, sie möge doch ihre Liebe ver-

schweigen und nicht trennen. Clarissa beruhigte sie: „Ich will euch helfen, so viel ich vermag und euch Treue halten. Das Essen, welches für Blancflos und mich gebracht wird, mag auch ein Drittes noch sättigen." Damit schieden Flos und Blancflos von Clarissa und gingen in der Blancflos eigne Kammer, wo sie



sich auf das goldgestickte Bett hinsetzten und einander ihre Abenteuer erzählten. Flos sprach: „O Theure, wie unsäglich hab' ich um dich gelitten! bald wär' ich gestorben." Und Blancflos klagte: „Ach! seit du gen Montorio gefahren, hatt' ich keine heitere Stunde mehr." Hierauf herzten und küßten sie einander auf's Neue, und Flos zeigte der Geliebten den Ring seiner Mutter und erklärte ihr dessen Zauberkraft. —

Eine Zeit lang konnten die zwei Liebenden, Dank der treuen Fürsorge Clarissens, ungestört beisammenleben, ohne daß Eine

der übrigen Jungfrauen etwas merkte. Doch ihr Glück blieb leider nicht beständig. Eines Morgens erwachte Clarissa später, als gewöhnlich und eilte sofort in Blancflos Kammer, sie zum Dienste des Admirals zu rufen. Blancflos sagte: „Geh nur voran, ich folge alsbald nach.“ Aber sie vergaß sich und schlief wieder ein. Indessen lief Clarissa mit ihrem Becken zum Brunnen, füllte es und lief damit schnell in die Kammer des Admirals, wo sie Blancflos bereits zu finden hoffte. Aber Blancflos war nicht da. Verwundert fragte der Admiral, wo Blancflos sich säume, beruhigte sich jedoch, als Clarissa sprach: „Herr, sie hat die ganze Nacht im Psalter gelesen und für Euch zu Gott gebetet. Da hat sie am Morgen der Schlaf überwältigt und sie konnte noch nicht erwachen.“ Ja der Admiral lobte so eifriges Beten für ihn und fand Blancflos nur desto würdiger, sein Weib zu werden. —

Am andern Morgen erwachte Clarissa wieder etwas zu spät und eilte, Blancflos zu wecken. Blancflos wollte sogleich aufstehen, da drückte sie Flos fest an seine Brust und sie schlief in seinen Armen wieder ein. Unterdessen hatte Clarissa im goldenen Becken Wasser geholt und kam nochmals an der Kammer vorbei, Blancflos zu rufen. Da aber Blancflos so fest schlief, daß sie keine Antwort gab, hoffte Clarissa, sie sei schon beim Admiral, klopfte daher nicht wieder, sondern ging ihrem Dienste nach. Welch ein Schrecken, als sie Blancflos vor dem Bette des Admirals wieder nicht sah, und dieser unwillig nach ihr fragte! „Gnädiger Herr,“ sprach Clarissa, „ich klopfte an ihrer Kammer und sie versprach, noch vor mir bei Euch zu sein.“ Der Admiral ward unruhig, rief seinen Kämmerling und sandte ihn, nach Blancflos zu sehen. Der Kämmerling trat vor das prachtvolle Bett, darauf Flos und Blancflos beisammenlagen, und weil

Flos keine Spur von Bart oder Flaum im Gesicht zeigte, auch schöner war, als alle übrigen Jungfrauen im Thurme, so hielt ihn der Kämmerling für Clarissa, lief und meldete dem Admiral, Blancflos und Clarissa schlummern so wunderlieblich nebeneinander, daß er's nicht habe über's Herz bringen können, sie zu wecken. „Ihr lügt!“ schrie der Admiral den Kämmerling an; „Clarissa steht hier. Mein Schwert her! ich will sehen, was das für eine Jungfrau ist.“ —

Er trat mit dem Kämmerling in Blancflos' Gemach und hieß die Vorhänge wegziehen, sodaß das helle Tageslicht auf ihr Bette fiel. Nun gerieth aber der Admiral, wie er so mit seinem Schwert vor dem Bette stand, selbst in Zweifel, ob Flos eine Jungfrau oder ein Jüngling sei; so reizend war sein Angesicht. Der Kämmerling mußte dem Flos die Brust enthüllen, bevor man erkennen konnte, welches Geschlechtes er sei. Als aber der Admiral ihn für einen Jüngling erkannte, ward er sprachlos vor Zorn und hob sein Schwert, die Beiden zu tödten. Eben wollte er zuschlagen, da erwachten Beide, sprangen aus dem Bette und sahen den ergrimmten Herrn mit gezücktem Schwerte vor sich stehen. An ihrer Rettung verzweifelnd, blickten sie einander an und weinten kläglich. „Elender!“ donnerte der Admiral, „wer bist du, daß du in meinen Thurm zu dringen und mir solche Schmach zu bieten wagst?“

„Gnade, hoher Herr!“ jammerte Flos; „diese hier hat mich treu geliebt von Jugend auf, und ich kann ohne sie nicht leben. Nie haben zwei Sterbliche einander so ohne Wanken geliebet, wie wir Beide.“

Der Kämmerling ward gerührt und flehete den Admiral an, die Beiden jetzt noch leben zu lassen und das Urtheil über sie den Fürsten seines Reiches anheimzustellen. Der Admiral erhörte

ihn, ließ aber Beide mit Stricken festbinden, damit sie ihm nicht entweichen könnten. Dann ließ er seine Fürsten und Herren zum Blutgericht versammeln. —

Die Versammlung ward um so größer und glänzender, da der Tag nahe war, an welchem sich der Admiral wieder zu verheirathen gedachte. Die Herren kamen zusammen in des Admirals großem Saale, der eine Meile lang und breit, und dessen Decke von lauter Krystallpfeilern getragen war. Priamus von Troja hatte keinen Saal, der sich mit diesem messen durfte. —

Als Alle beisammen waren, bestieg der Admiral seinen Thron, gebot Stillschweigen und hub an: „Ihr Herren, vernehmt meine Anklage und fället ein gerechtes Urtheil. Jene Blancflos, die ich vor vier Monaten vierzehnfach mit Gold aufgewogen, hatte ich zu meiner lebenslänglichen Gemahlin ausersehen; ja, damit mich ihrer Schönheit Anblick alle Tage erfreue, mußte sie mir jeden Morgen mein Wasser bringen in einem Goldbecken. Und nun habe ich sie mit einem Jüngling im Bette getroffen. Wären sie nicht plötzlich aufgesprungen, ich hätte sofort mit meinem Schwerte den Schimpf an ihnen gerochen. So aber habe ich das Urtheil euch überlassen. Erwäget und sprechet, ihr Großen meines Reichs.“ —

Alle die Anwesenden fanden die Angeklagten des Todes schuldig, nur betreffend die Todesart waren sie nicht einig. Diese riefen, man solle sie hängen; Andere, man solle sie erdrosseln. Ein Dritter wollte sie von Pferden zerreißen, ein Vierter verbrennen lassen. Kurz, es wurden alle erdenklichen Todesarten vorgeschlagen. Endlich erhob sich König Aliers und sprach: „Ist es nicht eine Schande, daß hier an des Admirals Hofe Alle durcheinander reden und kein gemeinsames Urtheil zu Stande bringen? Bestellt doch Einen, der im Namen Aller das Urtheil

spreche, oder noch besser: Höret zuvor auch die Verantwortung dieser Kinder." —

„Nein," entgegnete Baisier von Arabien, „es bedarf keiner Verantwortung, weil sie auf der That ergriffen wurden, als sie unserm Herrn Schmach anthaten." —

Dennoch befahl der Admiral, die Angeklagten vorzuführen. Als sie vor ihren Richtern standen, blickte Eins das Andere mit Thränen des Mitleids an. Flos aber sprach: „Herr Admiral, ich habe mein Leben verwirkt und will gerne den Tod leiden; der Blancflos aber schenket das Leben, denn sie ist unschuldig, weil ich ohne ihr Wissen in den Thurm gekommen bin." Da entgegnete Blancflos: „Hoher Herr, die Schuld ist mein; die Liebe zu mir hat ihn in den Thurm gelockt. Ich hätte, als die Tochter seiner Magd, seine Liebe nicht erwidern sollen, weil er eines Königs Sohn ist." „Nimmermehr!" rief Flos, „tödtet mich und laßt Blancflos leben!" —

„Ihr sollt Beide sterben," wüthete der Admiral, „und zwar von meiner eigenen Hand." Sprach's, nahm ein blankes Schwert und schritt auf sie zu. Aber Blancflos sprang ihm entgegen und bot ihren schneeweißen Nacken dar. Doch Flos sprang ihr nach, riß sie zurück und rief: „Es wäre mir ewig Schande, ließe ich dich, ein Weib, vor mir sterben, der ich ein Mann bin." Damit bot er seinen Hals dem Schwerte; aber Blancflos zog ihn zurück und drängte sich wieder zwischen ihn und den Admiral. In solchem Wettstreit der Liebe ließen sie nicht nach, bis die Herren alle vor Mitleid weinten, und der Admiral, selbst erschüttert, das Schwert fallen ließ. Hierauf erhob ein Herzog seine Stimme und sprach: „Wäre es nicht besser und unseres Herrn würdiger, wenn er diesen Kindern das Leben ließe? Was könnte ihr Tod ihm frommen? Dies hingegen möchte nützlicher sein,

die Beiden ledig zu lassen unter der Bedingung, daß Flos angebe, wer ihm auf des Admirals, unsers Herrn, Thurm geholfen, damit man die Treulosen kennen lerne und sich künftig vor ihnen zu wahren wisse.“ —

Damit stimmten alle die Herren überein und der Admiral fragte den Flos, ob er die Bedingung eingehen wolle. Flos sprach: „Ich darf es nur sagen, wenn Ihr denen, die mir auf den Thurm geholfen, Verzeihung gewährt.“ Das wollte der Admiral nicht, sondern drohte, die Treulosen müssen den Tod erleiden. Da trat ein Bischof hervor, fiel dem Admiral zu Füßen und sprach: „Herr, lasset Euere Großmuth auch denen zu gute kommen, die diesen Kindern aus Erbarmen geholfen haben. Alle die übrigen Herren bitten dafür mit mir. Laßt lieber den Flos seine verwunderliche Geschichte erzählen. Das wäre uns Allen angenehmer, als das Blut dieser unvergleichlich schönen Kinder fließen zu sehen.“ Als der Bischof geendigt hatte, riefen die Fürsten und Herren wie aus Einem Munde: „Herr, vergebt ihnen die Missethat! weiset die Fürbitte Euerer Getreuen nicht zurück!“ —

Jetzt konnte der Admiral nicht mehr widerstehen. Er vergab den zwei Liebenden sammt ihren Helfern und hieß den Flos seine Schicksale erzählen. Das that Flos in Gegenwart der ganzen Versammlung und verschwieg nichts von Allem, was ihm begegnet war, von seiner Geburt an bis zu der Schreckensstunde im Jungfrauenthurme. Da wurden alle Zuhörer im Innersten bewegt und bewunderten die Macht der Liebe. —

Nachdem Flos mit seiner Erzählung zu Ende gekommen, fiel er dem Admiral zu Füßen und flehete beweglich, er möge ihm doch seine Blancflos wiedergeben, um die er so Unsägliches gelitten und ohne welche er nicht leben könne. Der Admiral

nahm ihn gütig bei der Hand, küßte ihn und hieß ihn, da er ein Königssohn sei, vor Aller Augen an seiner Seite Platz nehmen. Dann nahm er auch Blancflos bei der Hand und sprach: „Mein Lieber, nehmt hier diese Jungfrau, sie ist Euer, und Beide seid ihr nun frei.“ Voll inbrünstigen Dankes fielen ihm Flos und Blancflos zu Füßen; doch der Admiral hob sie auf und küßte sie. Dann schlug er nach der Sitte seines Landes den Flos zum Ritter. —

Einige Tage nachher ward ein prächtiges Fest gehalten. Der Admiral, nun mit dem Glück beständiger Liebe bekannt und dessen gewiß, daß eine treue Freundin auch eine treue Gattin sein werde, führte Clarissa mit großem Pomp zur Kirche, ließ sich mit ihr trauen, ihr die Krone aufsetzen und gelobte, sie bis zu seinem Tode als seine Gemahlin zu lieben und zu ehren. Darnach



wurden auch Flos und Blancflos mit einander getraut. Beim Hochzeitmahle saßen der Admiral und seine Königin Clarissa auf einem hohen Throne, neben ihnen Flos und Blancflos, hierauf die Großen des Reiches nach Rang und Würden. Nach dem Mahle war großes Turnier, auch Wettkampf im Ringen und Springen, in Gesang und Saitenspiel. In solcher Herrlichkeit währte die Hochzeit manchen Tag. —

Doch das Fest war noch nicht zu Ende, als Gesandte aus Spanien anlangten mit der Botschaft, beide Eltern des Flos seien gestorben, und alles Volk wünsche ihn mit Sehnsucht zurück. Flos ward darüber sehr traurig und bat den Admiral um Erlaubniß, heimzuziehen. Der aber hatte ihn so lieb gewonnen, daß er ihn zu bleiben bat mit dem Versprechen, ihm noch mehr Land und Leute zu geben, als er daheim habe. Da indessen Flos von seiner Bitte nicht abließ, beschenkte ihn der Admiral mit den köstlichsten Gaben und viel Gold und Silber, und segnete ihn beim Abschied. Mit großem Gefolge fuhren Flos und Blancflos nach Spanien, wo sie ohne Unfall anlangten und vom ganzen Volke freudig begrüßt wurden. Sobald Flos gekrönt war, nahm er seiner Gemahlin zu Liebe den christlichen Glauben an und bewog auch sein Volk, sich taufen zu lassen. Nach einigen Jahren erbte Flos von seinem Oheim, der kinderlos gestorben war, auch das Königreich Ungarn. —

In ungetrübtem Glücke lebten Flos und Blancflos mitsammen, bis Beide hundert Jahre alt waren. Sie hinterließen eine Tochter, Namens Bertha, die später, als Gemahlin Pipin's, Mutter Karl's des Großen ward, dessen Ruhm die Welt erfüllet. —

Peter Dimringer von Staufenberg in der Ortenau.

In den alten Liedern wird viel gesungen und gerühmt von dem auserkornen Ritter Herrn Peter Dimringer, der geboren war auf Staufenberg in der Ortenau. Gezieret mit allen Tugenden, welche einem Christenmann und Helden wohl anstehen, blieb er zu seiner Zeit Wenigen unbekannt. Die Armen priesen seine Mildthätigkeit, die Fremden seine Gastlichkeit, die Pfaffen seine Frömmigkeit, mit welcher er Gott und Marien, der Himmelskönigin, zu dienen sich befliß. Kein Tag ging vorüber, ohne daß er sich mit Gebet in die Huld der hehren Gottesmutter empfahl, weßhalb ihm auch immer Sieg und Ehre zu Theil ward im blutigen Streit wie beim fröhlichen Turnier. Den Frauen war er so hold, daß ihn ein lieblich Angesicht im heftigsten Zorn zu besänftigen vermochte. Um Frauendienst zog er durch alle Lande, hub manchen reisigen Mann aus dem Sattel, oder stieß Roß und Ritter mitsammen über den Haufen, trug sogar hie und da einen Ritter am Lanzenschafte vor die Frauen hin, wodurch sich dieselben absonderlich geehrt fühlten. Ob solch ritterlichem Walten erscholl sein Ruhm in Schwaben, Baiern und Ungarn; in Frankreich und Engelland, wie in Italien hörte man die minniglichen Frauen sein Lob auskünden. Auch die Heidenschaft ließ er seines Armes Stärke empfinden. Da mußte so mancher Tapfere vor ihm in Noth und Tod sinken, daß die Heiden seiner Bewunderung kein Ende finden mochten. Sie erhoben seinen Helden-

muth, nicht minder seine ritterliche Gestalt, und manches ungetaufte Weib neidete seine Mutter um die Ehre, ihn geboren zu haben, sowie denn in Tagen des Friedens die schönen Heidenfräulein seine Bescheidenheit und Milde rühmten. Wohin er immer kam, nirgends erschien er anders, denn reich und köstlich angethan, recht als ein leuchtend Heldenbild. Kein edler Zeitvertreib blieb ihm unbekannt. Im Schachzabel und im Saitenspiel war er Meister. Birschen, Beizen und Jagen verstand er aus dem Grunde. Im Lesen und Schreiben that er's gelahrten Pfaffen zuvor. Daß ich's kurz melde: dem Herrn Peter von Staufenberg fehlte nichts zu einem vollkommenen Ritter, seine Tugenden und Künste bereiteten ihm ein gar herrlich Leben. Nun höret aber, wie dies Alles zuletzt ein traurig Ende nahm. —

Einst saß er nach langer Fahrt bei seinen Freunden auf der Veste Staufenberg. Es war eben Pfingstmorgen, und die Glocken tönten vielstimmig aus dem Thale herauf. Da sprach er zum liebsten seiner Knechte: „Geh, rüste mein Pferd, und dir auch eines. Wir wollen gen Nußbach reiten, die Messe zu hören, daß Gott ein Theil meiner Sünden vergesse. Hab' leider wieder lange Zeit Leib und Leben feil getragen um schöne Frauen und weltlichen Ruhm." Alsbald that der Jüngling, wie ihm befohlen war. Der edle Herr zierte sich zum Kirchgang und saß auf, ließ aber den Knecht voranreiten, um zuvor nach seiner Gewohnheit ein still Gebet für sich zu thun. Der Jüngling ritt den Burgweg hinab; da sah er auf einem Steine vor dem Gebüsch ein wunderbarlich Frauenbild sitzen, das war so über alle Maaßen schön, daß kaum ein irdisch Weib jemals so beschaffen war. Sie schien aus dem Paradies herabgestiegen, die Erde zu erfüllen mit ihrem Himmelsglanz.

Von rosenheller Palmatseide war ihr Gewand, durchwirkt mit goldenen Bildern und Buchstaben und übersäet mit blitzenden Edelsteinen, deren wunderthätige Kraft gegen jeglich Siechthum sich hernach oft soll bewährt haben. Das köstlichste Geschmeide aber trug die engelgleiche Maid auf dem Herzen. Es war ein Karfunkel in Gold gefaßt, und von andern Steinen umgeben, wie die Sonne von einem Sternenkranz. Der glänzte so hell,

daß es den Knappen deuchte, dieser Stein möchte die dunkelste Nacht in Tag verwandeln, und kein Kaiser wäre reich genug, ihn zu erwerben. —

Die zauberhafte Gestalt nickte dem Knappen freundlich zu und ihr süßer Blick bereitete ihm ein Herzweh, davon er lange nicht genas. Wie gern hätt' er still gehalten, aber schon hörte er seinen Herrn nahen, und mußte nun mit sittigem Gruß vorüberreiten. Bald kam auch der Ritter herangetrabt, und als er die Schöne so einsam auf dem Steine sitzen sah, ward er mit hoher Lust erfüllet. „Grüß Gott Euch, holde Frau!“ begann er züchtiglich. „Seid froh begrüßt, Ihr Allerschönste, die jemals Seele und Leib gewann. Viel tausend Mal seid mir willkommen!“ —

Die edle Gestalt erhob sich und sprach freudenvoll: „Danke dir, lieber Freund, der hehre Gott, deinen freundlichen Gruß!“ Und dabei setzte sie mit einem unaussprechlichen Blicke sein Herz in Flammen. Herr Peter sprang vom Rosse, bot ihr die Hand, hob sie, ohne daß sie sich sträubte, von dem Steine, und setzte sich mit ihr in's weiche, grüne Gras. Dann hub er wieder an: „Thut mir, hochgeboren Fräulein, die Gnade, mir eine Frage zu erlauben.“ Sie gewährte es ihm gerne, und er fuhr fort: „Verzeihet, Holdselige und Reine: warum weilt Ihr hier so ganz allein, ohne ritterlichen Schutz?“ Sie lächelte dem Ritter zu: „Das mag dich wohl Wunder nehmen, theurer Held; doch ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich auf dich, als meinen Freund, hier wartete. Ich sage dir bei meiner Treu, daß du mir von je am Herzen lagest. Seit du zuerst ein Pferd bestiegest, hab' ich dich unsichtbar mit meinem Schutz umgeben auf allen Wegen und Stegen, im blutigen Streit, wie beim lustigen Turnier. Ich pflegte dein auf der Fahrt zum heiligen Grabe, auf all deinen Zügen von Ungarn bis nach Engelland, von den Reußen bis zu den Lombarden, und schuf, daß dir Alles gelang. Wohin dein Herz begehrte, zog ich mit, und doch wußtest du nichts von mir bis jetzt, da ich dir erscheine.“ —

„Wohl mir,“ rief da der Herr von Staufenberg, „wohl mir, daß ich den Tag erlebte, der dich wunderholdes Weib mir

erscheinen ließ! Nie konnte mir Lieberes geschehen. Möcht' ich nur in deiner Gnade stehen bis an mein selig Ende!" — Wiederum lächelte ihr rother Mund: „Das mag wohl sein, mein lieber Freund; folgst du nur den Lehren, die ich dir geben will, so sollst du mich bei dir sehen, so oft du allein bist und dein Herz meiner begehrt. Doch dies künd' ich dir an: Willst du meines Leibes genießen, so mußt du ohne Eheweib bleiben bis zum Tode. Dann aber sollst du auch in stets ungetrübtem Glücke leben und Alles haben, was dein Herz begehrt. Minnen darfst du freilich, nur nicht zur Ehe nehmen; denn thust du dies, so erstirbt dein stolzer Leib am dritten Tag darnach, und Niemand kann es wenden. Das bedenke wohl!" —

„Ist das dein Ernst?" rief der Ritter hocherfreut.

„Ja," sprach das reizende Wesen, „Gott sei mein Bürge, und er begnade mich nimmermehr, so ich dir nicht Wort und Treue halte!" —

„Wer wollte Gott, den ewig Treuen, nicht zum Bürgen annehmen!" sprach der edle Held. „Er lasse uns Beide seiner Gnade genießen! Meine Herrin, ich bin entschlossen, ich geb' Euch Leib und Leben zu eigen, so lang mich Gott erhält."

Jetzt umfing die Wunderbare den theuren Mann mit ihren weißen Armen. Er aber zog sie an sein Herz und küßte ihren süßen Mund, der die reiche Gabe reich erwiderte. Solch Liebesglück kam über die Beiden, wie wohl auf Erden keinem Paar je vergönnt gewesen. Doch als nun der von Liebe berauschte Held auf der grünen Haide bei seiner Holden zu liegen verlangte, wehrte sie ab: „Das verhüte Jesus Christ! Kein Sterblicher soll hier unsere erste Hochzeit sehen. Herzliebster, laß uns jetzt von dannen ziehen. In deiner Burg werd' ich dir zu Willen sein unweigerlich." Er faßte sich schnell und sprach: „Ich dank' Euch, liebe Herrin; Euer Wunsch ist mir Befehl!" „Daraus," versicherte sie, „wird dir immer Heil entsprießen; gereuen soll's dich zu keiner Zeit!" — Hierauf ermahnte sie ihn: „Nun zu Pferd, werther Held, und scheide von mir. Du bist auf einem Gottesgange, und Sünde wär es, dich länger aufzuhalten. Nimm zum Pfande des Wiedersehens diesen Ring mit dem unschätzbaren

Edelstein!" Er nahm den Ring mit Freuden und fragte: „O du Vielliebe, so ungern ich von dir scheide, so gewiß sag' mir an, wann ich dich wiedersehen soll." „Sobald du," antwortete sie, „die Messe gehört hast, reite heim und warte meiner allein in deiner Kammer. Deines Herzens Wunsch zieht mich alsbald zu dir. Dann gewähr' ich dir Alles." Da stand er auf aus dem beblümten Grase, hob die Traute sanft empor und nachdem er sie minniglich geküßt, fragte er: „Saget, werthe Herrin, wessen Schutz ich Euch indessen anvertrauen soll?" Sie sprach: „Habe kein Sorgen um mich. Freier, als der Vogel in der Luft, bin ich alsbald, wo ich will. Diese Gabe hat mir Gott verliehen." Da rief der Ritter seinem vertrauten Hengst mit dem bekannten Namen „Geselle," worauf das edle Roß alsbald herbeikam. Der wohlgestalte Degen stieg auf, nahm Urlaub nach höfischer Sitte und ritt in Eile seinem Knappen nach. —

Bald war die halbe Meile bis zum Dorfe zurückgelegt, und eben trugen sie unter vollem Glockenschalle das Kreuz herum, wie das Brauch ist vor dem Beginn der Messe. Der Ritter trat vor den Altar, das heilige Amt begann, er ließ sich auf ein Knie nieder und befahl in frommem Gebete Leib und Seele und Ehr' und Gute der Himmelskönigin Maria. Endlich schloß der Priester die Messe: Ite, missa est! und gab den Segen. Da stund der edle Degen fröhlich auf und ritt voller Erwartung seiner Veste zu. Dort kaum angelangt, trat er ganz allein in sein Gemach und wünschte die Schöne zu sich. Der Wunsch war nicht völlig ausgesprochen, so stand sie vor ihm in all ihrem Liebreiz. Nicht viel Worte erlaubte ihnen da ihr Herz. Sie feierten ihre erste Hochzeit gar wonniglich. Darnach sprach das liebliche Wesen: „Ach, lieber Freund, siehe, dies Glück blühet uns bis zum jüngsten Tag, so du dich nicht abwenden lässest von deinem Wort." Er dankte mit hoher Lust und bekräftigte abermal sein Wort, daß er ihr wolle zu eigen sein mit Seele und Leib. Daraufhin verhieß sie ihm des köstlichen Gutes, so viel sein Herz begehre, beschenkte ihn auch zur Stelle mit wundervielen Schätzen, also daß er seinen Freunden und Gesellen noch mehr als zuvor seines Gemüthes Mildigkeit kundthun mochte. —

Mit reichem Gut ausgestattet, umgeben von glänzendem Gefolge, zog darauf Herr Peter wieder nach Abenteuern in fremde Lande. Wohin er kam, ward er von Grafen und Rittern mit hohen Ehren empfangen, die Frauen aber rühmten seine fürstliche Freigebigkeit. Wenn er dann in Einsamkeit nach seiner Trauten verlangte, so war sie zur Stunde bei ihm und überschüttete ihn mit tausend Freuden ihrer treuen Liebe. —

Mit Ruhm und Preis kehrte Herr Peter Dimringer von seiner weiten Fahrt zurück und lud seine Brüder und Freunde zu Gast. Die ehrten ihn hoch, betrübten sich aber, daß er nie daran denke, seinen edlen Stamm fortzupflanzen, und hielten mitsammen Rath, welchergestalt sie ihn bewegen könnten, ein ehelich Weib zu nehmen. Dazu bot sich bald Gelegenheit. Eines Abends, nachdem sie sich in seiner Veste mit Tanz und Saitenspiel ersättiget, nahmen sie ihn allein und bestürmten sein Herz mit allen möglichen Gründen, indem sie ihm vorstellten, wie mancher Fürst in deutschen Landen ihm seine Tochter gern gäbe, wie hohe Ehren er durch solche Heirath erlangen möchte für sich und seine Anverwandten, wie traurig es für ihn wäre, ohne Leibeserben das Zeitliche zu segnen. Solcher Rede erschrack Herr Peter gar sehr und wies die Freunde ab mit allerlei Ausflüchten, deren vornehmster war, daß er, nach natürlichem Hang wenig zur Ehe tauglich, gern frei und ledig bleiben möchte. Auf dieses ließen ihn zwar die Freunde eine Weile ruhig; doch nicht lange ging es, so traten sie vor ihn mit einem weisen Manne, welcher mit beredtem Mund ihre Bitte erneuerte. Der suchte ihn also zu fangen, daß er bat, Ritter Peter möchte seinen Freunden eine Bitte gewähren, ohne zuvor zu wissen, was für eine. Doch der kluge und ehrenfeste Degen merkte die List und sprach: „Gebietet, was ihr wollt, so bin ich euch zu Willen; nur dies Eine verlanget nicht, daß ich ein ehelich Weib nehme. Lieber ließ ich meinen Leib in Stücke zerhauen. Bei meinem Rittereid, aus meiner Ehe wird nichts. Schweigt mir davon, wenn ihr mich nicht von euch vertreiben wollt.“ Da sprach der weise Alte bescheiden: „Schafft Euch die Rede, die ich aus treuem Sinn gethan um Euerer eignen Ehre willen, so groß Unge-

mach, wohl, so lassen wir ab und wollen Euch nicht fürder beschweren.“ —

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen. Herr Peter beurlaubte sich von seinen Gästen, hieß den Knappen ihm in seine Kammer leuchten und ging betrübt von ihnen hinweg. Nachdem er auch den Knappen verabschiedet, rief er im Herzen seiner Herrin, und im selben Augenblicke lag sie in seinen Armen. „Ach!“ klagte sie, „daß du dich um meinetwillen also betrüben mußt. Hätt' ich dich doch stets gemieden, so wärest du nicht immer in Gefahr, zu frühe deinen blühenden Leib zu verlieren.“ Er tröstete sie: „Dazu wird man mich nie bereden, daß ich ein Weib zur Ehe nehme. Treue will ich dir halten bis in den Tod.“ Da rieth sie ihm: „Siehe, man wird noch viel in dich dringen. Wohl, so vertraue deinen Brüdern und Freunden, wie dir bereits ein ehelich Gemahl verbunden sei, und wie wir es mitsammen halten überall. Nur zur Ehe bereden laß dich nicht, oder wahrlich, es kostet dein theures Leben.“ Unter solchen Reden war die Nacht vergangen, und als nun der Tag anbrach, nahm die Holde zärtlichen Abschied. Der Ritter aber erhob sich vom Lager und rief Gott an aus Herzensgrund, wie er jeden Morgen zu thun pflegte. —

Um dieselbe Zeit begab es sich, daß der Fürst, welcher römischer König werden sollte, gen Frankfurt kam. Ihm zu Ehren ritten in großer Pracht viel Fürsten und Grafen, Pfaffen und Laien nach derselbigen Stadt. Dahin zu reiten, rüstete auch der Herr von Staufenberg wohl dreißig edle Gesellen aus mit köstlichen Rossen, Harnischen und Gewändern. Seine Brüder zwar stellten ihm die unmäßigen Kosten solcher Hofreise vor; er aber sprach: „So viel Gutes wir aufwenden mögen, Gott und seine liebe Mutter werden mir noch viel mehr bescheeren.“ Weil er's nun nicht anders wollte, ritten auch die Brüder mit ihm. Mit herrlichem Prangen, von Hohen und Niedern hoch geehrt, zog der edle Degen ein in die Königsstadt, und um ihn entstand so großer Zusammenlauf, daß der König selber fragte, wer dieser gewaltige Ritter sei. „Das ist,“ berichtete des Königs Zwerg, „der hochgeborne Herr Peter Dimringer. Der fährt so fürstlich

einher. Gott segne sein mildes Herz! Er hat schon Viele begabet, und wird auch in diesen Tagen mancher Mutter Kind erfreuen." —

Der König empfing den Ritter so herrlich, daß er ihm entgegenging und ihm sammt seinen Freunden dankte für die Ehre, welche sie ihm durch ihren Aufzug erwiesen. Da neigte er sich vor dem König sammt seinen Freunden. Mit Lust ritten sie hierauf zum Turnier. Da ward Mancher auf die Brust gestoßen, daß er zur Erde flog und ihm das helle Blut aus dem Munde drang. Das Beste aber ward gethan, als Herr Peter in die Schranken ritt. So Viele mit ihm zusammenrannten, legte er in den Sand. Die ihm auswichen, forderte er nicht auf, und was blutjunge Kämpen waren, schonte er gar edelmüthig, sodaß ihn auch um deßwillen die milden Frauen priesen. Am Schlusse des Turniers trug er vor Allen den Preis davon, und das neidete ihm Keiner um seiner edeln Sitte willen. Den hochgebornen Sieger ließ der König vor sich bescheiden, und sprach zu ihm: „Euch ist ein Tag des Glücks aufgegangen, daß Ihr hierher gekommen seid." Bescheiden entgegnete der Ritter: „Verzeihet, gnädiger König, ich und meine lieben Freunde sind nur Euch zu Ehren hergekommen, zu zeigen, wie sehr das Reich solch eines Herrn bedurfte." Das gefiel dem König, und er sprach: „Ich will Euch einen Beweis meiner Gnade geben. Da hab' ich eine schöne Muhme bei mir, die ist erst achtzehn Jahre alt. Ihr sind Vater und Mutter gestorben, daher ich volle Gewalt über sie besitze. Euch geb' ich sie zur Ehe, und ihre Mitgift sei das ganze Kärnthnerland!" Ein großer Schrecken überfiel ob dieser unverlangten Gnade den edlen Degen. Er ward todtenblaß, das Wort erstarb ihm im Munde. Dessen verwunderten sich die Fürsten, welche den König umgaben, und machten ihm Vorstellungen über sein Benehmen. Der König selber ward unwillig, legte aber sein Schweigen zum Bessern aus, und fuhr fort: „Du glaubst wohl, werther Ritter, ich spotte dein? Nein, bei meiner Treu', du sollst mein Mühmchen haben, dessen sich kein Herzog schämen dürfte." Herr Peter war mittlerweile zu sich selber gekommen, und sagte: „Verzeihet, königlicher Herr, mir ziemet nicht, eine

so hochgeborne Maid heimzuführen. Gebt ihr einen Mann, der ihr ebenbürtiger ist, als ich!" —

„Und gäb' ich meiner Muhme," fiel der König ein, „den niedersten Knecht, sie würd' ihm ein gehorsam Eheweib sein um meinetwillen." Der Ritter suchte sich fürder zu wehren, doch die Fürsten schwuren ihm, er müsse nicht bei Sinnen sein, und die Bischöfe fragten ihn: „Ob er denn schon verehelicht sei?" Jetzt bekannte der treue Held frei und offen, welch ein Ehgemahl ihm zu Theil geworden, wie er mit ihr lebe in hohem Glück, und was er ihr geschworen, vergaß auch nicht zu melden, daß, wenn er ein ehelich Weib nehme, sein Leib binnen drei Tagen ohne Rettung ersterben müsse. „So zeigt mir doch Eure schöne Herrin!" rief ein Bischof. Herr Peter versetzte: „Sie läßt sich vor Niemand sehen, als nur vor mir allein." „Dann ist sie," meinten die Herren insgesammt, „kein menschlich Wesen, und Ihr bringt Leib und Seele in Gefahr." Nun eiferte ein alter Kapellan: „Wie, Ihr seid ein Christ, und schämt Euch nicht, den leibhaftigen Teufel zum Weibe zu haben? Der Teufel hat sich in ein schön Weib verwandelt, Euch zu verführen, daß Ihr alle reine Frauenliebe verschwöret. Das beraubt Euch alles Ruhmes und stürzt Euere Seele in's Verderben." Mit solchen Worten gewannen die Pfaffen den Sieg über des Ritters Gemüth, und er ergab sich in des Königs Willen. Der schenkte ihm viel köstliche Schätze, in der Meinung, es sei nun Alles gut. Dann gewährte er Herrn Peter auch den Wunsch, es möchte ihm die fürstliche Braut auf sein Schloß in der Ortenau gesendet, und dort die Hochzeit gefeiert werden. Zeit und Stunde derselben ward fest bestimmt. —

Mit vielen Sorgen im Herzen ritt Herr Peter nach Hause sammt seiner Schaar. In einsamer Nacht wünschte er seine Traute zu sich und sofort lag sie wehklagend an seiner Brust: „Ach, herzlieber Mann, nun thust du dennoch, was ich dir stets verboten. Wehe dir und mir!" Er suchte sich zu verstellen und fragte: „Herrin, was meinet Ihr?" Sie seufzte: „Daß du ein ander Weib zur Ehe nimmst, und dann, wenn der Ehebund geschlossen ist, nur noch bis zum dritten Tage leben kannst. Vernimm denn, was da geschehen wird. Wenn deine Hochzeit

beginnt, so laß ich vor Allen, die zur Tafel sitzen, meinen Fuß erscheinen. Das sei dir das Zeichen, daß du Eile hast, dem Priester zu beichten und das heilige Oel zu empfangen. Gott erbarme sich deiner Seele!" Da gedachte der Ritter des Verdachtes, welchen die Pfaffen in ihm erweckt, sie möchte ihn um sein Seelenheil betrügen und mit falschen Schreckbildern ängsten; gab daher der Holden kein Gehör mehr, sondern nahm Abschied von ihr. Sie entschwand und ließ bittern Harm in seiner Seele zurück. —

Der Hochzeittag brach an. Mit glänzendem Gefolge erschien die fürstliche Braut auf Burg Staufenberg; von nah und fern strömten edle Ritter und Fräulein herbei, Herrn Peter Dimringer zu ehren. Im weiten Rittersaale saßen sie fröhlich beisammen, aßen und tranken, scherzten und lachten, und Herr Peter schien neben seiner schönen Braut aller Sorgen vergessen zu haben. Da plötzlich that es einen Krach in der Decke des Saales, Aller Augen wandten sich empor und sahen nun mit Entsetzen den schönsten nackten Frauenfuß, weiß und glänzend wie Elfenbein, langsam durch die Decke dringen bis an das Knie, dann wieder langsam sich zurückziehen und verschwinden. Laut aufschrie der Bräutigam: „Wehe mir, das ist mein Tod!" und indem er sich verzweiflungsvoll das Haar zerraufte, rief er seinen Freunden zu: „Ihr habt mich und euch zu Grunde gerichtet; nur bis zum dritten Tag hab' ich noch zu leben." Blaß vor Entsetzen, rannte Alles auf die Bühne über'm Saal, zu suchen, wo die Decke zerrissen sei, und wer solches gethan. Doch sie fanden keine Spur eines Menschen, auch auf der Bühne nicht den geringsten Riß, stimmten also überein, das müsse der Teufel gethan haben. Vorbei war's nun mit dem Pfeifen, Tanzen und Singen, Ritter und Frauen weinten sehr um den Jammer des Bräutigams, und dieser sandte eilig nach einem Priester. Dann sprach er zu der traurigen Braut: „Ach trautes Fräulein, erbarm' sich Gott, daß unser Bund, noch kaum geschlossen, schon soll zerrissen sein!" Das Fräulein sprach mit herzlicher Liebe: „Fahre wohl, mein theurer Herr! Gott und seine hehre Mutter mögen deiner walten!" Er seufzte und bat: „Ach meine edle Herrin, heißet

all die Ritter und Frauen, welche mit Euch zur Hochzeit gekommen sind, mein Begräbniß mitfeiern, wenn ich gestorben bin." Das gelobte die Jungfrau unter Thränen, und mit ihr all die edeln Gäste. Noch einmal verlangte Herr Peter dringend nach dem Priester, der ihm den heiligen Leib reichen sollte und befahl: „Bereitet mir mein Sterbelager in der Brautkammer; der Tod beginnt mit mir zu ringen." Der Hochzeitsaal stand öde und leer, in der Kammer aber stand die betrübte Braut sammt allen Gästen betend um das Lager des theuren Helden, während er dem Priester reumüthig beichtete und das hochgelobte Sacrament empfing. Also getröstet, bat der Ritter: „Bereitet mir ein Grab und thut mir all mein Gottesrecht!" Wieder erhob sich lautes Weinen unter Allen, die da standen; er aber fuhr fort: „Mein Leben schwindet. Ich bitt' euch, lieben Brüder, gebt der zarten Maid Alles zurück, was ihr gebührt." „Nein, lieber Mann," sprach das edle Fräulein, „Alles, was ich hergebracht, gönn' ich deinen Brüdern und Freunden." Hierauf bot sie ihm ihre weiße Hand und gelobte: „In's fremde Land bin ich dir gefolgt, und werd' ich jetzt Wittwe, bevor ich Weib geworden, so soll auch keines andern Mannes Hand mich je berühren. Daran erkenne meine Treu'!" —

„Morgen," stöhnte er, „morgen bin ich todt!" Noch einmal gelobte die Braut: „Und hast du also dein Leben um meinetwillen gelassen, so begeb' ich mich der Welt und will mich in einem Kloster bergen, daß keines Mannes Auge mich fürder schauen soll. Dort will ich Gott und seine milde Mutter allezeit bitten um Gnade für deine Seele." Dafür dankte ihr der theure Ritter, rief seine beiden Brüder, ergriff ihre Hände und sprach: „Lasset euch dies treue Herz inniglich anbefohlen sein; seid ihre Brüder und Beschirmer!" Die beiden edlen Herren schwuren ihm feierlich, nach seinen Worten zu thun. Hierauf ward er mit seiner Braut und den Brüdern allein gelassen, und die harreten treulich bei ihm aus bis zum folgenden Tage. Als er nun seine Stunde gekommen sah, nahm er von all den Seinen Abschied, dann flehete er: „Maria, reine Königin, laß dir meine Seele empfohlen sein!" Da kam der Tod und brach sein jam-

mernd Herz, worüber die Seinen ihre Hände rangen vor Schreck und Leid. Nachdem Herr Peter mit hohen Ehren begraben worden, fuhr seine treue Braut in ihr eigen Land und nahm daselbst den Nonnenschleier. In allen Landen war große Trauer um den frühen Tod des wackern Helden. „Kein besserer Ritter," sprach Jedermann, „hat je das Roß bestiegen, kein milder Herz je unter dem Harnisch geschlagen. Gott send' ihm seine Gnade!" —

Bruder Rausch.

Wer ist wohl, der nicht hätt' gelesen
Von Bruder Rauschens tollem Wesen?
Und wer des Lesens gar unkundig ist,
Verspürte selbst wohl seine Teufelslist. —

Im Kloster Eßrom bei Helsingör auf Seeland hausten einst gar fromme Mönche vom Orden des heiligen Bernhardus. Die hielten streng an ihrer Regel, fasteten sich fast mager, lobeten Gott den Herrn Tag und Nacht, und hielten sich fern von aller weltlichen Hoffart. Das sah der Teufel Rausch, als er eines Tages in der Gegend schweifte, und ärgerte sich darob dermaßen, daß er beschloß, dem frommen Wesen wo möglich ein Ende zu machen. Also nahm er die Gestalt eines jungen Mannes an, trat vor das Kloster und begehrte Einlaß. Der Abt kam vor die Pforte, empfing ihn wohl und fragte: „Woher, junger Gesell? Was ist dein Begehr? Hast du Botschaft auszurichten, so sprich unverholen.“ Da antwortete Rausch demüthiglich: „Herr, ich bin ein armer Küchenknecht; auf meine Verschwiegenheit könnt Ihr zählen in allen Dingen; und wollt Ihr mich anstellen, so will ich Euch treulich dienen.“ Der Bursche gefiel dem frommen Abt, und erhielt darum guten Bescheid: „Du kommst gerade recht, weil uns ein Küchenjunge fehlt. Willst du dem Koch gehorsamen Dienst thun, so mag dir wohl in Kurzem noch bessere Anstellung werden.“ Dafür bedankte sich Rausch ehrerbietig, eilte alsbald zum Meister Koch und empfahl sich fleißig in seine Gunst. Von da an hatte das Kloster den Teufel zum Küchenjungen, und der säumte nicht lang, seine Schalkheit zu erweisen. —

Nach fünf Tagen traf der Abt seinen neuen Küchenjungen, wie

er eben behaglich in der Asche lag, und hub an: „Sag mir, junger Gesell, welches ist dein Name?“ Er sprach: „Ich heiße Rausch und bin gar fern von hier zu Haus.“ Der Abt fuhr fort: „Rausch, gib mir Bericht, verstehst du auch Hunde zu koppeln?“ Rausch lächelte: „Warum nicht? Noch Besseres als dies versteh' ich aus dem Grunde: Männer und Weiber zu koppeln, darinnen bin ich Meister. Wenn's sein müßte, führt' ich Euch das schönste Weib oder Mägdelein des Nachts in Euere Zelle, und des Morgens wieder heraus, — kein Mäuschen im Kloster sollt' es merken.“ Dem Abte fing es an warm zu werden; er sah sich fürsichtig um, ob kein Lauscher in der Nähe sei, und flüsterte dann: „Rauschchen, lieber Knecht, ist's möglich, kannst du mir ein Weib kuppeln?“ „Ganz unbeschrieen, ganz meisterlich,“ nickte dieser; „nennt mir nur des Fräuleins Namen, und es soll bald genug Euer sein.“ „So höre!“ sprach der Abt: „Im nahen Dorf, dort an jener Ecke wohnt ein hübsches Fräulein. Dem sollst du melden, daß ich dich zu ihr sende. Stillet sie mein Gelüste, dann sollst du guten Lohn empfangen.“ Da versprach Rausch: „Den Abend noch soll die Frau Euch zu Gebote stehen.“ Hierauf machte sich Rausch wieder an seinen Küchendienst, wusch die Schüsseln und that mehr dergleichen, was ihm der Koch befohlen hatte, wobei er über weitere Teufeleien nachsann. Des Abends ging er in's Dorf zu obbemeldetem Fräulein, welches ihn bestens empfing. Rausch sprach: „Seid gegrüßt, holdeste der Frauen. Mein Herr sendet mich, Euch zu sagen, daß er vor Liebe zu Euch den bittern Tod leiden müsse, so Ihr Euch seiner Liebespein nicht erbarmet.“ „Ei behüte!“ rief das gutherzige Fräulein; „meinethalben zu sterben das wär' doch Jammerschade um solchen milden Herrn. Ich will ihm alle Freundschaft gerne leisten.“ „So kommt,“ sprach Rausch, „kommt mit mir in's Kloster zu meinem Herrn Abt.“ Also bracht' er das Fräulein unbeschrieen in des Abtes Zelle, wo sie viellieblich empfangen ward. Des Morgens aber bei Tagesanbruch praktizirte Rausch das Weiblein wieder nach Haus, ohne daß der Ehemann das Geringste merken mochte. Dafür hatten die Mönche was gewittert. Es ging im Kloster das Gerücht, Rausch sei ein so verschmitzter Junge, daß er Gelegenheit finde, einem Jeden, den das Cölibat allzusehr drücke — nun ja, man braucht

das Kind nicht immer bei seinem Namen zu nennen. Item, die Mönche hielten bei ihrem Küchenjungen an, bis Alle sammt und sonders versehen waren, wie der Herr Abt, und man von Kloster Eßrom sagen konnte, der Teufel habe wenigstens dort das Cölibat geholt. Freilich, wenn die Mönche gewußt hätten, daß ihre armen Seelen gefährdet seien, sie hätten den verführerischen Höllenfuchs nicht so lieb gehabt. Kyrie eleison! —

Aber mitten in den Liebesfrühling des frommen Klosters fiel eine schauerliche Geschichte. Eines Abends spät hatte Rausch sich versäumt und traf den Meister Koch vor dem Herd in sehr übler Laune. „Wo hast du," schnarchte ihn dieser an, „wo hast du dich umgetrieben, statt die Schüsseln zu waschen?" Und ehe Rausch antworten konnte, erwischte der Koch einen Feuerbrand und schlug nach ihm. Da höhnte Rausch: „Wart', du unberathener Geselle! Will dir zeigen, was dein Uebermuth einbringt!" Mit diesen Worten packte er den Meister und warf ihn in den großen Wasserkessel, der eben über'm Feuer hing, sodaß der Unglückliche ganz verbrühet ward und eines grausamen Todes starb. Dann lief Rausch eilig in's Dorf und holte dem Abt seine Buhlschaft in die Zelle. Mittlerweile kamen die Mönche zur Küche; da war Alles still und leer, — kein Pater Koch zu finden. Sie schauten sich um, riefen und suchten, als auf einmal ihre Blicke in den Kessel fielen und den gesottenen Koch darin erblickten. Nun erhob sich ein groß Miserere und jämmerlich Spektakel. Rausch lief herzu, als wüßte er nicht, was geschehen sei, und geberdete sich vor dem Leichnam ganz wie ein verzweifelnder Küchenjunge, welcher den Meister mehr geliebet hat, als sich selbst. Am andern Morgen erfuhr auch der Abt die grause Mär (des Abends hatte er bekanntlich keine Muße gehabt, sich um den Lärm zu bekümmern); er nahm sich jedoch den traurigen Todesfall nicht sehr zu Herzen, sondern freute sich fast, jetzt den lieben Rausch zum Meister Koch machen zu können, was denn auch unter großem Beifall der Mönche geschah.

Nun höret, wie der Teufel seines Amtes waltete!

Er würzte ihnen die Speisen mit großem Fleiß, wußte Wildpret und zahmes Vieh und Geflügel in Fülle herbeizuschaffen, und am Freitag fehlten Speck und Würste und Braten nie auf

der Klostertafel, am Freitag, sage ich. Deß freuten sich die Mönche und fanden, es wäre Schade, wenn der alte Bruder Koch noch lebte; Rausch sei des Dienstes weit besser kundig. Sie wurden immer feister, und demzufolge immer üppiger; ja es schien, als wollten sie lieber feist in die Hölle, als mager in den Himmel kommen. Endlich hielten sie gar Capitel und beschlossen, Rauschen in ihren Orden aufzunehmen. Sie ließen ihn vorbescheiden, und er säumte sich nicht lange, sondern kam eilig und fragte den Abt ehrerbietig: „Was begehret Ihr von mir, lieber Herr?“ Der Abt sprach: „Wir wünschen, daß du unser gehorsamer Ordensbruder werdest. Ist dir auch das Latein nicht geläufig, wir wollen schon für dich Messe lesen und Horam singen, wenn du nur in der Küche waltest. Diese Ehre sei dir geboten für deinen treuen Dienst.“ Rausch willigte ein, zog den Schafspelz über den Höllenhund und hieß von nun an Bruder Rausch, Frater Rauschius, unter welchem frommen Titel er sieben Jahre im Kloster blieb. —

Es war aber Bruder Rauschen nicht genug, daß er die frommen Mönche um alle Observanz gebracht; er dachte ihnen auch noch Wunden und Beulen zu. Schnitzte da vor dem Klosterpförtlein in seinen Mußestunden viel derbe Knittel aus Eichenholz, band jeden an einen Strick und hängte sie nach und nach in seiner Zelle an die Wand. Dieses absonderlichen Treibens verwunderten sich die Mönche, kamen und fragten ihn: „Bruder Rausch, was habt Ihr im Sinn, daß Ihr hier solche Knittel schnitzet?“ „Ei,“ lachte er, „im Kloster soll Niemand müßig gehen. Zu des Klosters Frommen fertige ich diese Knittel, damit wir nicht ohne Wehr seien, wenn etwa Diebe kommen. Wer dann von mir Waffen begehrt, dem will ich damit dienen.“ — Nun kamen freilich keine Diebe; statt dessen entstand ein Streit unter den Mönchen selbst um eine Dirne. Der Abt gewann einen Chor der Mönche für sich, der Prior den andern. Als nun die Gemüther sich immer mehr erhitzeten, kam der Prior mit seinem Chor vor Rauschens Zelle und begehrte für Jeden einen Knittel, weil der Abt mit seiner Partei ihnen grimmiglich dräue. Bruder Rausch that nach ihrem Begehr; er gab Jedem einen handfesten Knittel, wofür sie sich bestens bedankten. Kaum waren sie fort, so kam auch der Abt mit seinem Chor, sich in Bruder Rauschens

Rüstkammer zu wappnen. Er that ihnen die gleiche Freundschaft und behielt nur noch einen einzigen Knittel übrig; den dachte er selber zu brauchen. —

Mitternacht kam, es läutete zur Mette, die beiden Chöre sammelten sich, der unter dem Abt, jener unter dem Prior, und sie zogen durch die Klostergänge, das Meßbuch unter'm linken Arm, den Knittel in der Rechten, zur Kirche. In der Kirche begegneten die Chöre einander, und wie der Abt den Prior ersah, hieb er mit dem Knittel auf ihn ein. Dieser, nicht faul, zog auch vom Leder, und bald ward die Schlacht allgemein, sodaß die Kirche widerhallte von Hieben und von Gebrüll. Wie sie nun am besten dran waren, löschte Bruder Rausch die Kerzen. Da erhob sich das Getümmel mit verdoppelter Gewalt; es fiel Schlag um Schlag auf Feind und Freund in dieser ägyptischen Finsterniß, und jetzt warf Bruder Rausch vollends eine schwere Kirchenbank mitten in den kämpfenden Knäuel, welches von großer Wirkung war, indem der Eine den Arm brach, der Andere die Hand, ein Dritter etliche Zähne im Fallen einbüßte, während Mehrere nur die Weichheit ihres Fettpolsters vor Brüchen bewahrte. Mit lautem Mordiogeschrei stürzte sich dann Rausch selber unter den Haufen und hieb mit seinem Knittel meisterlich ein, bis Keiner mehr ohne Löcher oder Beulen war, noch den Kampf fortsetzen mochte. Als es endlich ruhig ward, stellte sich Bruder Rausch plötzlich mit einem Licht vor die Streiter und las ihnen den Text: „Pfui der Schande! Habt ihr denn alle Ehr' und Reputation vergessen? Was wird das Volk im Lande sagen, wenn ihr euch also die Glatzen feget! Geht aus einander und haltet fortan Frieden und Freundschaft, Amen!“ „Gott im Himmel,“ winselten die Zerschlagenen, „wo ist nur die schwere Kirchenbank hergekommen, welche uns so übel mitgespielt hat?“ — „Frieden, Frieden!“ gebot Bruder Rausch abermal. „Gehe Jeder in seine Zelle und schlafe aus!“ Am Morgen brachten sie ihm Alle die Knittel wieder, wobei er ihnen den Trost gab: „Lieben Brüder! Ich will euch die Knittel behalten. Und sobald ihr wieder Lust dazu habet, so kommt nur ungescheut zu mir.“ Nach diesem ward im Kloster drei Wochen lang kein Paternoster, keine Messe mehr gelesen, und keine Vesper gesungen, sintemalen die guten Väter

besorgten, das einfältige Volk möchte die Beulen- und Schrammenschrift auf ihren Glatzen besser zu lesen verstehen, als sie selber das Latein der Kirchenväter. —

Bruder Rausch aber konnte der Schalkheit nicht lange müßig gehen. Er hatte sich eines Tages außerhalb des Klosters nach seiner Art erlustiget, darüber jedoch rein vergessen, für den Tisch seiner geistlichen Brüder zu sorgen. Erst beim Anbruch der Nacht kam ihm seine Amtspflicht in den Sinn. In wahrhaft teuflischer Verlegenheit eilte er zurück in's Kloster, als er zu seinem Glück nahe am Saum des Waldes, der gleich hinter dem Kloster lag, eine feiste Kuh weiden sah. Dieser riß er ohne langes Besinnen ein Hinterviertel aus und trug's in die Klosterküche, wo er's künstlich und trefflich zubereitete. Ehe die Zeit zum Nachtessen kam, war der Braten fertig. Die Mönche schmausten davon gemüthlich, nicht ahnend, daß sie Gestohlenes speiseten; hätten sie's aber auch gewußt, so würde ihnen der Braten nicht minder geschmeckt haben, alldieweilen ihr Bauch längst schwerer geworden war, als ihr Gewissen. — Während nun die geistlichen Herren aßen und tranken, ging der Bauer, dem die Kuh gehörte, ein Unterthan des Klosters, hinaus auf die Weide, nach seinem Thier zu sehen. Doch da war keine Kuh zu finden, er mochte suchen, so viel er wollte. Endlich, an einer Ecke des Waldes, erblickte er drei Kuhbeine, die sich jämmerlich gen Himmel streckten. Da stand er nun vor seinem armen Vieh und schrie grimmig: „Welcher Teufel hat wir die Kuh dermaßen geschändet? Das hat kein Wolf gethan.“ Mittlerweile brach die Nacht herein, und weil der Bauer besorgte, er möchte doch bis zum Morgen nicht wieder nach Hause gelangen, beschloß er, in einem hohlen Baum, der in der Nähe stand, zu übernachten. „Vielleicht,“ brummte er, „wird der Schelm auch die drei übrigen Viertel wollen. Da kann ich ihm auf den Dienst warten.“ Statt des Diebes aber kam, als die Finsterniß sich völlig über den Tannenwald gelagert hatte, noch viel schlimmeres Gesindel, Niemand anders, als der Höllenfürst Lucifer mit seiner Schaar. Die flatterten herbei und setzten sich auf die Krone des Baumes, in dessen hohlem Stamme sich der Bauer barg. Jetzt erhob der Höllenfürst seine gräßliche Stimme und rief: „Beelzebock, was hast du geschafft?“ Der

kreischte: „Herr, heut morgen früh erschlug ein Bruder seinen Bruder, das hab' ich zuwege gebracht." „Hast wohl gethan," lachte Lucifer, „sollst großen Lohn dafür haben." Hierauf rief er dem Teufel Ipokras. Der pipste laut: „Ich hab' Fürsten und Herrn in die Ohren geblasen, hab' sie wegen eines Dings, wegen eines kleinen, hintereinander gehetzt, daß sie zu Narren wurden. Heut zogen sie in den Streit. Morgen fließt Blut, viel Blut, und manche Seele wird unser. Juchhei!" Brüllte Lucifer: „Hast Recht gethan, gar Recht, bist mir ein treuer Diener. Lob dir!" Der schrumpfige Teufel Nürfel will jetzt auch nicht der Letzte sein und krächzet: „Ich fahr' in die Würfel, ich mach' aus dem Quarter ein Daus, da brennt Mord und Todtschlag auf, und haben sie's Geld verloren, so juck' ich ihnen in's Fingerlein und mach' sie stehlen. Auch hab' ich einen Mann und sein Weib in Zank gebracht und hab' dem Weib das Messer in die Hand gehext, und es stach, und da lag der Mann und war todt." Lucifer grunzte vor Behagen. Da keifte der Teufel Taubennöst: „Ich hab' doch das Beste geschafft. Zwei alte, böse Weiber, hui! wie ich die gegeneinander gehetzt. Sie sagten sich Schimpf und Schande, tischten einander all ihre heimlichen Laster und Frevel auf, fegten einander mit ihren Zungen, als hätten sie Kothbesen im zahnlosen Maul. Zuletzt gab's Feuer: sie packten einander an den Kehlen, würgten, kratzten, ließen wieder los und schlugen, ha ha ha! schlugen sich die schönen Braunaugen blau und die rothen Nasen grün." Die Teufel brachen alle in wieherndes, gröhlendes Gelächter aus. Endlich rief Lucifer: „Wo ist Rausch? Sagt an, warum kommt Rausch nicht zu Hofe?" Das vernahm Rausch in seiner Zelle und kam eiligst hergeflogen. „König Lucifer," schrie er, „horcht, was ich Euch von treuem Dienst zu berichten habe. Ich führe Euch all meine Brüder zu, so viel ihrer dort unten im Kloster sind; und bevor ich sie bringe, sollen sie sich gegenseitig erwürgen und todtschlagen; denn allezeit folgen sie meinem Rath, und ist Keiner dawider. Unser sind sie!" Also berichtet, jubelten die Teufel sammt und sonders laut auf, lärmten und kreischten und gackerten, bis auf einmal der ganze Schwarm wie Windsbraut von dannen stob. Als es Tag geworden, schaute sich der Bauer in der Gegend um, und sah das Kloster in der Nähe liegen.

Unverweilt begab er sich dahin, trat vor den Abt und sprach: „Vernehmet, Herr Abt, welch ein grausiges Wunder ich Euch zu berichten habe, Euch und Euern Brüdern zu Nutz und Frommen. Ihr habt hier im Kloster einen Teufel zum Knecht, der euch Allen Tod und Verderben dräuet. Ihr seid verloren, so ihr ihm fürder folget." Hierauf erzählte der Bauer haarklein Alles, was er auf dem Baume mitangehört. Darob entsetzte sich der Abt höchlich, ging in seine Zelle, bat Gott den Herrn mit zerknirschtem Sinn um Gnade und legte sich, den Himmel wieder zu gewinnen, die schwerste Buße auf. Dann berief er sämmtliche Brüder in den Capitelsaal, und nachdem er die schauerliche Mär des Bauern erzählt, auch vor allen seine Sünden reumüthig gebeichtet, mahnte er sie unter vielen Seufzern zur Umkehr von ihrem Lasterpfade. Die Brüder, sammt und sonders grausam erschrocken, knieeten nieder und thaten Buße. Als nun der Abt Alle so einig sah, ließ er zur Messe läuten; den Bruder Rausch aber entbot er zu sich, und hieß ihn an seiner Seite zur Kirche gehen. Dort angelangt, befahl er ihm mit Ernst: „Hier bleibst du stehen, und entfernst dich nicht von der Stelle." Da ward das Evangelium gelesen, und stach dem Bruder Rausch schon übel in die Ohren. Wie nun vollends das Sacrament emporgehoben ward, schrie er zitternd und bebend: „Herr Abt, laßt mich von dannen, es geht mir an's Leben, ich kann hier nicht länger stehen." Sprach's und wollte sich davonmachen; doch der Abt griff ihn bei der Kappe und rief: „Meister Rausch, das soll dir nichts helfen. Ich beschwöre dich bei Gott dem Herrn, du sollest hier in Pferdsgestalt bei der Pforte stehen, damit Gottes Kraft an dir kund werde!" Da schrie Rausch laut auf und ward alsbald zu einem kohlschwarzen Roß, welches schäumte und hinten und vorn wild ausschlug. Zuletzt sah der Teufel, daß all sein Toben nichts helfe, und bat daher den Abt: „Laßt mich von hinnen! Ich schädige Euch nie mehr, will auch aus dem Land weichen fern über Meer, und nimmer wiederkommen." Da sprach der Abt: „So fahr' hin in die Weite, und thu' uns keinen Schaden mehr!" —

Nach diesen Abenteuern im Kloster fuhr Rausch gen Engelland. Dort nahm er Wohnung in einem Menschen, in keinem Geringern als in des Königs holdseliger Tochter, welcher er lange Zeit viel

Unruhe und Pein bereitete. Seiner lieben Tochter von der teuflischen Besessenheit zu helfen, sandte der König Boten an die Teufelsbeschwörer in allen Landen, insonderheit verschrieb er sich die hochberühmten Meister der Stadt Paris; doch ihrer Keinem verlieh Gott die Gnade, diesen Teufel austreiben zu können. Mit den allerstärksten Beschwörungen brachte man den Teufel zuletzt nur so weit, daß er aus dem wonniglichen Munde der Königstochter herausschrie: „Ich heiß' Bruder Rausch, und aus diesem hübschen Faß bringt mich Niemand, als der Abt, dem ich Gehorsam gelobt, der Abt in Eßrom auf Seeland, mein Gebieter und Herr." Alsbald sandte der König einen Boten über Meer, und ließ den ehrwürdigen Herrn zu sich bitten. Der Bote hielt so fleißig an, daß der Abt sich unverweilt aufmachte, mit ihm gen Engelland zu fahren. Der mächtige König bewillkommte ihn mit großen Ehren und führte ihm die schöne Jungfrau, welche vom Teufel so heftig geplaget war, vor Augen. Anfangs hielt sich der Teufel in ihn mäuschenstill, als wäre er gar nicht da. Doch der Abt, welcher seine Schalkheit kannte, rief laut: „Bruder Rausch, ich befehle dir kraft des Gehorsams, daß du kund thuest, wo du jetzt bist!" Da hub der Teufel an zu wehklagen: „Ach, seid Ihr da, Herr Abt? Das schafft mir groß Ungemach. Jetzt kann ich nicht länger kurzweilen in meinem lieben, hübschen, jungen Faß!" Der Abt fuhr fort: „Ja, du sollst von dieser Jungfrauen ausfahren, und zur Stunde in Pferdsgestalt vor mich treten, wie einst vor Jahr und Tag im Kloster." Jetzt fuhr der Teufel aus mit Geheul und stand im Augenblick als unbändiger Rappe vor dem Abt, welcher ihn vor der erschrockenen Menge mit einer großen Kette fesselte. Der König sprach voll Staunens: „Mein Herr Abt, was seid Ihr für ein kühner Gottesmann, daß Ihr also dürfet den Teufel fesseln! Das ist fürwahr ein Wunderwerk." Der Abt aber begehrte nichts zum Lohne, als eine Last des Bleis, welches er vor dem Schlosse liegen gesehen, um sein Kloster damit zu decken. „Nehmt," sprach der König, „nehmt gleich Alles, so ihr's heimbringen könnt." Es lagen aber des Bleies daselbst viel hundert Lasten. Der Abt, nicht verlegen, befahl sogleich dem Bruder Rausch, sämmtliches Blei über die See nach Kloster Eßrom zu schaffen. Rausch gehorchte und trug auf einmal die ganze Masse hinüber. Unterdessen ward die Königs=

tafel gedeckt; der König hieß den Abt neben sich sitzen, und sie schmauseten zum ersten Mal seit langer Zeit wieder kummer- und sorgenfrei. Als man noch beim Essen saß, kam Bruder Rausch schon wieder zurück und sprach: „Mein Herr Abt, Euer Wille ist vollführt. Sagt an, was Ihr weiter verlanget; es soll geschehen, und müßt' ich dies ganze Schloß auf Seeland hinübertragen.“ Das sollst du stehen lassen,“ versetzte der Abt. „An dem Blei haben wir Lohnes genug. Dagegen sollst du mich jetzt fein säuberlich heim in mein Kloster tragen und daselbst ungekränkt niedersetzen.“ Hierauf dankte der Abt dem König für seine Gabe und ertheilte ihm seinen Segen. Der Teufel nahm ihn bei der Hand und führte ihn leicht wie eine Feder über's Meer zu seinem Kloster, vor dessen Pforte er ihn wohlbehalten niedersetzte. Der Abt sah das Blei vor dem Kloster liegen, wußte aber dem Teufel wenig Dank für den gezwungenen Dienst; denn als dieser ihn fragte: „Herr Abt, mein Gebieter, wo soll ich künftig wohnen?“ befahl ihm der Abt: „In jenem nahen Berge dort sollst du von nun an hausen bis zum jüngsten Tag, sollst auch nimmer wieder herauskommen, ein Menschenkind zu schädigen.“ So ungern er gehorchte, Teufel Rausch mußte alsogleich in den Berg fahren, woselbst er Langeweile hat bis zum jüngsten Gericht. Leider aber muß er irgend einmal junge Räusche gezeuget haben, ihm ähnlich an arger Schalkheit, nur daß diese in einem Menschen nicht länger weilen können, als bis derselbige ausgeschlafen oder einen Häring gegessen hat. —

Druck von Otto Wigand in Leipzig.